

Der Wildfang.

Eine Erzählung

von

Wilhelm Fischer.

Illustrirt von C. Ofterdinger.



ie war eine Wittwe," sagt der Evangelist Lukas mit rührender Kürze von der Mutter des Jünglings zu Nain, und deutet dadurch an, wie viel schwerer sie nach dem Verluste ihres Mannes den Tod ihres Sohnes empfinden mußte. Und ein wehmüthiges deutsches Sprichwort lautet: „Wenn ein Stein vom Himmel fällt, so trifft er einer Wittwe Haupt.“ Empfindet doch der Schwache und Elende schmerzlicher jedes Leid, und so scheint es ihm leicht, als ob das Unglück oft mit Vorliebe die Schutzlosen träfe, wie der Sturm den einsamen Baum am schlimmsten zerzaust.

Auch Gertrud Dahl hatte, nach einer kurzen Zeit des Glücks, dies erfahren müssen. Vom Westerwald gebürtig, war sie als arme Dienstmagd in Frankfurt am Main mit einem wackern Steinmeger bekannt geworden und ihm vertrauensvoll in seine Heimath, ein großes Dorf an der Saar, gefolgt, in das schmucke Häuschen, welches er mit eigener Hand auf seinem Erbstücke am Fuße des sanftgeneigten Hügels erbaut hatte. Und Friede und Freude war mit den jungen Eheleuten eingezogen, und als ihnen im Laufe der Zeit ein kräftiger Knabe geschenkt wurde, schien ihr Glück vollkommen zu sein. Sie blieben fleißig und sparsam und suchten ihr kleines Eigenthum zu verschönern und zu vergrößern. Während viele seiner Genossen am Feierabend das Wirthshaus aufsuchten, lehrte Raimund Dahl leichten Schritts in sein vor Reinlichkeit glänzendes Häuschen zurück, begrüßte seine allzeit heitere und saubere Frau, küßte den kleinen Raimund, der ihm fröhlich die dicken Ärmchen entgegen streckte, und ließ sich das wohlverdiente Abendbrod trefflich schmecken. Dann schaffte er wohl noch dies und jenes im Garten, begoß die Pflänzlinge, setzte Bohnenstangen, putzte die Obstbäume oder band die Reben an, während Gertrud ihm munter half oder vergnügt zuschaute, wenn sie den Kleinen auf dem Arme halten mußte. Und war

Deutsche Jugend. X.

derselbe endlich glücklich zu Ruh' gebracht, so saßen die Eltern, besonders an schönen Sommerabenden, wohl noch ein Weilchen auf der hölzernen Bank vor der Thür, unter dem jungen Weinstock, und blickten behaglich über das friedliche, vom schönen Fluß durchzogene Thal bis zu den jenseitigen Bergen hin, denn sie wohnten am Ende des Ortes und die Aussicht war nicht versperrt. Dann dampfte Raimund vergnügt aus der kurzen Thonpfeife und hielt sich für den glücklichsten Steinmeger auf der ganzen Welt. Aber Wünsche hatte auch er dennoch. „Wir müssen eine Ruh haben, Gertrud," sprach er eines Abends entschlossen; „nächstens wird die Wiese dort feil; ich denk', ich steigere sie an.“ „Mann!" erwiderte Gertrud erstaunt, „du hast es groß vor — woher das Geld nehmen?“ „Ei, etwas hab' ich schon, und das andere leih' mir der reiche Kolb gern, er weiß, ich bin ihm sicher. Aber eine Ruh müssen wir haben — meinst du, ich hätte den Stall neben dem Keller umsonst gebaut?“

Und er kaufte die Wiese, und die Ruh dazu, und Gertrud betröstete sich gern der vermehrten Arbeit, die durch die köstliche Milch reichlich belohnt wurde. Konnte auch die Schuld nur allmählich getilgt werden, von Jahr zu Jahr nahm sie ab, und der Wohlstand der fleißigen Leute zu. Raimunds Stiefbruder Kaspar, der eine wohlhabende aber kränkliche Frau geheirathet und wenig Freude in der Ehe erlebt hatte, schüttelte oft verwundert und fast mißgünstig den Kopf. Auch bei andern Leuten im Dorfe regte sich zuweilen ein wenig Neid gegen die fremde Frau und ihre Familie. „Gertrud überarbeitet sich nicht, sonst säh' sie nicht immer so schmuck aus. Wie vornehm sie thut! Rüd' und Stube wie geledt, wie in einem Schlosse. Wie sie ihren Jungen herausputzt! Und der Raimund hat's auch zu hoch im Kopf.“ So zischelten wohl böse Zungen, aber die Glücklichen merkten nichts davon. Sie fuhr fort zu arbeiten und zu sparen, ihr Häuschen in Stand zu halten, ihren kleinen Landbesitz zu pflegen und sich dankbar ihres Glückes zu freuen. Oft, wenn in andern Häusern mürrisches

Schweigen oder Zank und Streit herrschte, scholl aus dem ihrigen fröhlicher Zwieselfang hervor, in den sich die helle Stimme des Knaben oder sein herzliches Lachen mischte. Denn er war ein lustiger Bub, groß und stark für sein Alter, und voller Uebermuth.

Da kam plötzlich der harte Schlag. Eines Tages — der kleine Raimund mochte etwa sieben Jahr alt sein — wurde der ahnungslosen Gertrud ihr armer Mann blutig und ohnmächtig auf einer Bahre hereingebracht. Ein Quaderstein, von der Höhe herunterstürzend, hatte ihm das rechte Bein zerschmettert. Es mußte abgenommen werden, und trotz seiner Manneskraft überlebte er die Schmerzen und den Blutverlust nicht lange. Er starb drei Tage nachher, in seiner erkaltenden Hand die sieberheiße Gertruds haltend. Mit seinem letzten Blicke schaute er unsäglich leidvoll sie und sein Söhnlein an, mit seinem letzten Seufzer befahl er sie der Gnade dessen, der Vater und Versorger der Wittwen und Waisen sein will. Seine Kameraden trugen ihn zu Grabe, an einem milden Herbstnachmittag, auf den neuen Kirchhof, der so schön und friedlich am Abhänge des Hügels liegt und die Gegend weithin überschaut. Aber die da ruhen, schauen sie nimmermehr. Die Glocken klangen, der Sarg ward hinuntergesenkt in die enge Gruft, der Pfarrer sprach ernste und erhebende Worte, der Gesang-Verein, unter Leitung des tüchtigen Lehrers, sang: „Wie sie so sanft ruhn, alle die Seligen!“ Noch einen thränenvollen Blick hinunter, und schon begann der alte Todtengräber gleichmüthig die Grube zuzuschaukeln, die Leidtragenden zerstreuten sich, und Gertrud wankte, ihren schluchzenden Sohn an der Hand, dem einsamen Hause zu. Sie schloß die Thür hinter sich, jede Begleitung sanft abwehrend, und brach stöhnend zusammen. Ihre bis dahin mühsam behauptete Fassung war ganz dahin. Dunkle Gedanken und Fragen zerrissen ihr sonst so gottergebenes Herz. „Warum muß der Gute, der Liebe fort in der Blüthe seiner Jahre? Warum bleib' ich einsam und verlassen zurück? Und mein armes Kind!“ Der letzte Gedanke führte sie zur Besonnenheit, zur Pflicht zurück. „Komm her, Raimund,“ rief sie dem Knaben zu und zog ihn an sich. „Sieh, heut' haben sie deinen Vater begraben, wir sind jetzt allein. Ich hab' nur noch dich. Versprich mir, so gut und brav zu werden, wie — wie er. Willst du?“ Der Knabe schaute sie ernsthaft mit den blauen Augen an, die sich wieder mit Thränen füllten, und stammelte: „Ja, Mutter!“ Sie strich ihm die blonden Haare von der Stirne und hielt ihn lange umschlungen. „Gott segne dich,

mein armes Kind!“ flüsterte sie; „er wird jetzt unser Vater sein.“

Mit schwerem Herzen, aber muthig ging sie am nächsten Morgen an ihre Arbeit. Sie wollte noch fleißiger und sparsamer sein als bisher, um sich und ihren Sohn mit Ehren durchzubringen. Sie trug die schönsten Früchte und die saftigsten Trauben zum Verkaufe in die Stadt, auch die frische Butter, die sie sich am Munde absparte. Sie nähte und flickte, sie wusch und bügelte für fremde Leute, und fand ihrer Sauberkeit und Ordnungsliebe wegen ziemlich Beschäftigung. Sie schrak vor keiner Arbeit zurück und half ihren reichern Nachbarn im Kartoffelfeld und Weinberge, wo nur ihre Dienste begehrt wurden. So gelang es ihr, redlich für die täglichen Bedürfnisse zu sorgen, ja, noch etwas mehr zu erwerben. Aber dennoch merkte sie nur zu bald, daß all ihre Anstrengung den fleißigen und treuen Todten nicht ersetzen konnte. Die Schuld, die noch auf ihrem Eigenthum häftete und von seinen starken Schultern mühelos getragen wurde, drückte die arme Wittwe schwer. Als der Verfalltag herannahte, hatte sie nicht einmal ganz die Zinsen, geschweige denn die übliche Abschlagszahlung beisammen. Herr Kolb war ein kluger, aber engherziger Mann. „Es wird Euch zu viel, liebe Frau Dahl,“ meinte er kopfschüttelnd; „wißt Ihr was? verkauft die Wiese! Ich nehm' sie Euch ab, mit — mit geringem Verlust. Auch die Kuh. Dann kommt Ihr aus den Schulden, behaltet noch einen Nothpfennig übrig, habt weniger Arbeit und könnt sonst mehr verdienen.“

Das klang verständig, wenn auch etwas hart und eigennützig, fand aber bei Gertrud durchaus kein geneigtes Ohr. Sie war stolz auf die Errungenschaft ihres seligen Mannes und wollte sie wo möglich unverfehrt ihrem Sohne überliefern. Kolb zuckte verbrießlich die Achseln und schrieb den fehlenden Zins zur Hauptschuld; die Last ward drückender und die Hoffnung geringer. Noch zwei Jahre lang behauptete sich die arme Wittwe mit äußerster Anstrengung im Besitze, dann mußte sie nothgedrungen auf Wiese und Kuh verzichten und froh sein, nur eine Ziege einstellen zu können, eine „Bergmannskuh“, wie der Volkswitz in jener Gegend das Thier nennt.

Ihr Herz blutete, und im erfolglosen Kampfe mit dem Schicksal alterte sie schnell. Noch immer kleidete sie sich sorgfältig und sauber, aber kein frohes Lied kam mehr über ihre Lippen, und in dem magern, gramvollen Antlitz grub der Kummer immer tiefere Furchen ein. Sie hätte sich vielleicht eher in das Unabänderliche gefügt, wenn ihr voller Trost

von der Seite gekommen wäre, von welcher sie ihn am ersten erwarten durfte, von ihrem geliebten Sohne. Allein Raimund erfüllte ihre Hoffnungen nicht ganz.

Körperlich gedieh er in erfreulichster Weise. Recht im Gegensatz zur abgehärmten Mutter nahm er von Monat zu Monat an Kraft und Fülle zu. Auch an Gewandtheit. Er lief wie ein Windspiel, sprang wie ein Reh, kletterte wie ein Eichhorn und schwamm wie ein Fisch. Keine Stelzen waren ihm zu hoch; im Ringen nahm er's sogar mit größeren Buben auf, und überflügelte auf Schlittschuhen sie alle. Mit Hunden und Pferden wußte er trefflich umzugehen. Auch in der Schule ging's noch erträglich, obgleich der alte Schulmeister oft kopfschüttelnd sagte: „Wenn der Junge nur wollte, nur etwas mehr Sägefleisch hätte, er könnte viel mehr lernen und leisten!“ Aber Raimund hatte den Vater in doppelter Beziehung zu früh verloren, als Ernährer und als Erzieher. Der schwachen Hand der gebeugten Mutter entwuchs er nur zu schnell. Mit seiner Stärke entwickelte sich gleichzeitig ein wilder, schallhafter und troziger Sinn und bereitete der armen Gertrud viel Herzeleid.

Daß er seine guten Kleider nicht schonte und viele Hosen zerriß, viele Schuhe verschliff, war noch das Geringste. In der Schule wollte er nicht lange stillsitzen und verfiel auf allerlei dumme Streiche. Er malte mit Kreide einen Eselskopf auf das schwarze Wamms seines Vordermanns. Er flocht gelegentlich die Popsbänder zweier Mädchen rasch zusammen und lachte wie ein Kobold, als die „Unzertrennlichen“ nicht aus einander konnten. Er brachte heimlich Maikäfer mit in's Zimmer, ließ sie fliegen und erfreute sich an ihrem kräftigen Gesumme. Tadel und Strafarbeit nahm er als wohlverdient geduldig hin.

Draußen trieb er's noch schlimmer. Manches Pferd ritt er tiefer in die Schwemme, als dem Herrn lieb war. Er schellte an den vornehmen Häusern, die eine Glocke besaßen, und belauschte vergnügt von sicherem Versteck aus, wie die Magd oder die Hausleute selbst vergeblich öffneten und mit offenem Munde rechts und links spähten. Wenn die Feuerspritzen probirt wurden, drängte er sich natürlich unter die Vordersten, und gab einmal dem Manne, der das Rohr führte, unversehens einen solchen Stoß, daß der volle Wasserstrahl für einen Augenblick den Bürgermeister und verschiedene Mitglieder des Gemeinderaths traf; Herr Kolb, der auch dazu gehörte, bekam den größten, den Löwenantheil.

Diese letzten Streiche und viele andere, verbunden mit Muth und Körperkraft, erwarben Rai-

mund bei seinen ihn bewundernden Kameraden, die nicht viel besser als er waren, Ruhm und Ansehen, ärgerten aber andere Leute und bekümmerten vor allem seine Mutter. Wenn sie ihn zur Rede stellte, so schlug er bescheiden die blauen Augen nieder, um sie am Schluß treuherzig wieder zu erheben: „Es war nicht so schlimm, Mutter, doch ich will's nicht wieder thun.“ Doch wenn er wirklich ein-, zweimal der Versuchung widerstand, bald ward sie doch wieder zu mächtig für ihn. Und auf die Dauer böse werden konnte ihm die schwache Mutter kaum. Er hatte auch seine guten Seiten. Mit schwächern Kindern hand er nie an, beschützte sie im Gegentheil gegen heimtückische und rohe Gesellen; freilich mußten sie dafür ihm gehorchen. Kein Nest nahm er mehr aus, seitdem ein ernstes, verständiges Wort des Lehrers ihm den Nutzen der Vögel klar gemacht, ja, er wachte mit Erfolg über die Sicherheit dieser unsrer guten Freunde. Nachbarn und Bekannten half er gern bei der Arbeit, besonders gegen Alte und Gebrechliche war er gefällig und freundlich, gegen jeden „ordentlichen Kerl“, wie er selbst zu sagen pflegte; wen er aber nicht mit diesem Ehrentitel belegte, der mochte sich vor ihm hüten. Der halberwachsene Sohn des Bürgermeisters, ein verwöhnter, unverschämter Schlingel, erlaubte sich einst, etwas geringschätzig über Raimunds Mutter zu sprechen. Schon glühte Raimund am ganzen Kopf, als aber gar das Wort „hergelaufene Magd“ fiel, da flog er dem Burschen an den Hals, riß ihn nieder und schlug ihn dermaßen, daß ihm der Spott für lange Zeit verging. Noch ein Stückchen fällt mir ein. Der habgüchtige Pächter, einer Fischereiberechtigung hatte einst nach langer Dürre in dem Timpel eines Baches, wohin sich die Fische geflüchtet, sein Netz geworfen und einen schweren Zug gethan. Sonderbarer Weise war Raimund nicht dabei gewesen, sondern kam erst athemlos herbeigerannt, als viele Zuschauer schon heimkehrten, unter ihnen der Lehrer, welcher mißbilligend sagte: „Es ist eine Schande. Der Rimmerfart zerstört die ganze Fischerei. Alt und Jung, Mutter und Brut, die kleinsten Gründlinge, alles muß in seinen Kübel hinein.“ „Kann man das nicht hindern?“ mischte sich der Junge in's Gespräch. „Nein, Raimund, er hat das Recht dazu.“ „Da muß ich hin! das muß ich sehen!“ rief er lustig und stürzte den letzten Abhang so toll hinab, daß er unten der Länge nach hinschlug und merkwürdigerweise den vollen Kübel umstieß, dessen Inhalt sich rauschend und zappelnd wieder in den Bach ergoß. Die geretteten Fischlein freuten sich ihrer neuen Freiheit, während der getäuschte Pächter

voll Zorn auf den Uebelthäter zusprang. Aber fang' einmal einer den Raimund! Schon war er in zwei kühnen Sätzen am andern Ufer. „Was kann ich dafür? Meint Ihr, ich fiel' mir zum Spaß die Stirne an Eurem Kasten wund?“ Dabei enteilte er, während der Fischer mißmuthig sein Geräth zusammensuchte. Für heute war's zu spät zu einem neuen Versuch, schon grollte im dunkeln Wettergewölk der Donner, und bald füllte ein heftiger Gewitterregen das ganze Bett mit frischer Fluth.

Dies alles war nun nicht durchaus böse, wenn auch Vieles in hohem Grade tadelnswerth, aber ich fürchte, Raimund machte sich auch schlimmerer Dinge schuldig als solcher Jugendstreiche. Seine Mutter gab ihm nur mäßig Obst, da sie das meiste verkaufte, aber er litt doch keine Noth. Er war der Anführer seiner Kameraden in Spiel und Ernst und hielt sie in guter Zucht, sie hatten scharfe Augen und stinke Beine, und der Feldhüter war alt und langsam. Mag nun auch ein eigener Reiz in solch verbotenen Streifzügen liegen und ein Baum voll reifer Früchte sehr verlockend für gesunde Knaben sein: „Du sollst nicht stehlen!“ gilt doch auch hier, und wer für sich fremdes Obst bricht, ist ein Dieb.

Ertappt wurde der Kühne und Geschmeidige niemals, nicht einmal verrathen, allein die Leute dachten doch das Ihrige. Der Bürgermeister, ein kluger Mann, welcher einen großen Obstgarten besaß, sprach eines Tags freundlich zu Raimund: „Weißt du, es ist gar ärgerlich, wenn einem die besten Früchte halbreif wegkommen, und niemand hat rechten Genuß davon. Unser Feldhüter ist ein alter Mann. Du kennst alle Buben im Dorf und beherrschest sie. Wenn du sagst, daß mein Garten geschont wird, so geb' ich dir gern ein Duzend der feinsten Spalierbirnen und einen Korb Aepfel, die magst du selbst essen oder vertheilen, wie du willst.“ Raimund blickte ihn verständnißförmig an und schlug ein; andere Gutsbesitzer folgten dem Beispiele, und da er seine Bande in guter Zucht hielt, so erfüllte auch sie bei der Ernte den Vertrag, und er hatte die Freude, wie ein kleiner König eine Menge Obst unter seinen Genossen vertheilen zu können; „Tribut“, sagte er stolz. Obgleich Hauptmann, nahm er nicht mehr als die andern, mußte es auch allein verzehren, denn seine Mutter rührte nichts davon an, sondern weinte. Da ward er anfangs trotzig, dann sanft, und gelobte reuig Besserung, hielt sein Wort auch in Bezug auf Obst den ganzen Winter und die Blüthezeit hindurch, ja noch etwas länger. Sie konnte ihn nur bitten und ermahnen; Strenge

hatte sie auch früher nur selten gegen ihn angewandt, und jetzt war es zu spät.

Und doch thut einem Kinde nicht nur milde, sondern auch ernste Zucht sehr noth, und es ist ein unschätzbare Glück, neben der liebevollen, gütigen Mutter einen gerechten, strengen Vater zu haben. Nicht als ob nicht auch die Mutter stark und der Vater freundlich sein könnte; ich spreche nur, wie die Haupteigenschaften gewöhnlich vertheilt sind.

So ging ein Jahr nach dem andern vorbei. Gertrud sorgte, sparte, hoffte, weinte und betete, und Raimund fehlte, bereute und lachte, und machte ihr Freude und wieder Kummer, frech aber gegen sie war er nie. Aus dem Kinde wurde ein großer Knabe, stark und anständig und brauchbar, wenn er nur wollte; er half ihr treulich im Garten und in fremdem Dienst; aber sein Uebermuth verging ihm nicht und riß ihn immer wieder zu diesem oder jenem unüberlegten Streiche hin, wodurch er sich Feindschaft und seiner armen Mutter üble Nachrede von Böswilligen zuzog. Schon lange war er allgemein unter dem Namen Wildfang bekannt, und fast stolz darauf. Und wie es so zu gehen pflegt: manche Tollheit, von andern ausgeführt, ward ihm zugeschrieben, und wenn eine Scheibe eingeworfen, ein Zaun zerbrochen, ein Schabernack verübt worden war, ohne daß man den Frevler auf frischer That ertappte, so hieß es gleich: „Das hat gewiß wieder der Raimund gethan, da steckt der Wildfang dahinter.“ Er widersprach nicht, und hie und da freute er sich beinahe darüber, so bekannt und gefürchtet zu sein — ach! es sollte ihm noch theuer zu stehen kommen.

Im Jahre 1869 ging seine Schulzeit zu Ende. Der brave Lehrer überreichte ihm das noch immerhin erträgliche Zeugniß wie den übrigen Knaben, suchte ihn aber Nachmittags daheim auf und redete in Gegenwart Gertruds ernstlich mit ihm. „Raimund“, sagte er, „ich hab' dich, so viel du mir auch zu schaffen gemacht, immer gern gehabt, und das weißt du auch. Zieh' jetzt die Kinderstube aus, es ist hohe Zeit. Du bist es deiner guten Mutter schuldig, die sich so für dich abquält und alt wird vor der Zeit, und dem Andenken deines seligen Vaters. Lern' ein ehrlich Handwerk, werde wie er, daß du ihr bald ihre Treue vergelten kannst. Was du bis jetzt verbrochen hast, war zwar oft schlimm genug und verdiente strenge Züchtigung, doch mag es vergeben und vergessen werden, aber jetzt müssen die Tollheiten aufhören. Glaub' einem alten Manne, das Leben ist ernst und schwer, und die Meisten haben all ihre Kraft nöthig, anständig ihren Weg

zu gehen, ohne Seitensprünge. Und nun Gott befohlen! wir bleiben Freunde; hab' ich dich manchmal durchgehauen, so hättest du's rechtlich verdient."

Raimund war ergriffen, er reichte erst dem treuen Manne, und dann der Mutter wortlos die Hand. Nach verständiger Ueberlegung trat er bald darauf bei einem Schlosser in die Lehre und schickte sich anfangs recht gut. Gertrud athmete auf; sie hatte nie an ihrem Liebliche gezeifelt, wie auch die Nachbarinnen in böfer Laune ihre Erziehung tabeln mochten; sie glaubte fromm, ein solches Kind der Sorge und des Gebets müsse wohlgerathen.

Den Herbst und Winter hindurch ging alles recht erträglich. Raimund freute sich der neuen Arbeit, ja fast der strengeren Zucht. Zwar war er led und vorlaut, zwar mußte er oft in unzeitigem Singen und Pfeifen unterbrochen werden, zwar blieb er, mit fertiger Arbeit über Land geschickt, mehrmals über Gebühr lange aus: er hatte einer Treibjagd beiwohnen müssen, an der er vorbei kam, oder was ihn sonst aufgehalten; aber er nahm die Vorwürfe so schelmisch geduldig hin, er berichtete, einen günstigen Augenblick abpassend, seine Abenteuer so drollig, er war so munter, geschickt und fleißig, daß der sonst strenge Meister ihm Kleinigkeiten gerne nachsah.

Leider traten auch hier stärkere Versuchungen an den Knaben heran. Ein lieberlicher Gesell, aus einem Nachbarort gebürtig, stachelte ihn zu verben Neckereien an, mißbrauchte ihn auch, heimlich Bier und Wein zu holen und andres zu thun, was der Meister nicht wissen durfte. Vielleicht hätte er ihm mit der Zeit noch mehr geschadet, allein der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht. Im Frühlinge wurde Bartels, so hieß der verdorbene Bursche, plötzlich entlassen und trieb sich seitdem arbeitsfcheu im Dorfe umher. Raimund war vor seinem fernern Umgang gewarnt worden, hatte auch, was vielleicht besser wirkte, keine Zeit dazu. So blieb er zunächst ruhig und stät in der rechten Bahn.

Aber jetzt zog schwül und gewitterhaft der große Sommer des Jahres 1870 empor. Aus tiefem Frieden wurde das deutsche Volk plötzlich durch einen frevelhaften Kriegsruf seiner westlichen Nachbarn aufgeschreckt. Man faßte es anfangs kaum, man zweifelte, man hoffte noch; doch immer finsterner und drohender zogen sich die Wetterwolken zusammen, immer ängstlicher lag, besonders an der von Truppen fast ganz entblößten Grenze, die Ungewißheit auf den Gemüthern: da fiel das entscheidende Wort, der übermüthige Feind nahte, von den Bergen bei

Saarbrücken scholl der Donner seiner Kanonen weit in's Land hinein, das kleine Häuflein der Unsrigen zog sich nach tapferster Gegenwehr zurück und der erste so genannte Sieg der Franzosen war erfochten, die offene, wehrlose Stadt erobert. Auch in Raimunds Dorfe hatte man mit steigender Aufregung die Entwicklung der Dinge verfolgt und klopfenden Herzens auf den fernen dumpfen Donner gelauscht. Der feurige Knabe wünschte, nur ein paar Jahre älter zu sein, um mit hinaus ziehen zu dürfen für König und Vaterland. Die arme Mutter bangte und betete. Aber jetzt hörte man auch, daß die Unsrigen heranzögen, „nicht lange soll der Feind sich des leichten Sieges freuen," hieß es; da litt es Raimund nicht länger in der engen Werkstatt, er ließ Pflicht und Heimath, Mutter und Meister hinter sich und lief eines schönen Morgens den Truppen nach auf Saarbrücken zu.

Er kam gerade recht, um eine der großartigsten Kriegsthaten aller Zeiten mit anzusehen, die Erstürmung der Spicherer Höhen. Furchtlos und begeistert mischte er sich unter die wackern Bürger und half ihnen die tapfern Krieger laben, die Verwundeten retten und zurückführen. Er wagte sich in den Bereich der feindlichen Kugeln und zeichnete sich durch Schnelligkeit und Stärke aus. Gefahr, Anstrengung und Hunger im erhebenden Gefühl des Sieges vergessend, suchte er Nachts in einem Stalle, einem Heuschaber ein Unterkommen, und kehrte erst am dritten Tage bestaubt und sonnenverbrannt, aber stolz und freudig nach Hause zurück. Das Furchtbare und Große, was er erlebt, hob ihn über alle kleinen Bedenken hinaus.

Die Mutter schloß ihn mit Freudenthränen in ihre Arme und fand kaum ein Wort des Vorwurfs, das er alsbald von ihren Lippen wegküsste. Wie hatte sie gebangt in den letzten Nächten um den Einzigen! und jetzt stand er wieder vor ihr, glühend und blühend, frisch und begeistert, kräftig und unverfehrt. Aber der Meister machte ein anderes Gesicht. „Meinst du Junge, die Welt wär' aus Rand und Band? In meiner Schmiede soll Ordnung herrschen, ich werd' dir die Sprünge vertreiben!" Dabei zwickte er ihn mit einer Zange empfindlich in's Ohr und hob die schwarze gewaltige Hand. „Schlagt nicht! o, bitte, schlägt mich nicht!" schrie Raimund, flehend und trotzig zugleich; aber erbarmungslos regneten die Hiebe auf ihn nieder, trotz seines Sträubens war er dem eisernen Manne nicht gewachsen und wurde vor den Gesellen und dem andern Lehrling heftig geschlagen. Als er sich endlich losreißen konnte, eilte er, seiner Sinne kaum

mächtig, hinaus und ohne sich umzusehen, dem elterlichen Hause zu.

„Eine strenge Strafe hätte mir gebührt, eine Mißhandlung nicht. Lose Streiche sind mir durchgegangen; meine Vaterlandsliebe wird mit Schlägen belohnt. Bürger und Soldaten haben mich gelobt, er beschimpft mich.“ So dachte Raimund in seiner ohnmächtigen Wuth, aber er vergaß sich zu sagen, daß alles Rühmliche, was er gethan, nicht die Schuld der verletzten Pflicht aufwiegen kann. Wirklich würde auch der Meister wohl minder hart gewesen sein, wenn er nicht durch Geschäfts-Verluste verstümmt gewesen wäre. Man soll aber nie seinen Grimm an der unrechten Stelle auslassen.

Raimund lag einige Stunden weinend und grollend im Garten, eh' die Mutter von der Arbeit heimkam. Und da erklärte er ihr auf's bestimmteste, daß er nie zu dem Wütherich zurückkehren würde. Ihr Herz zog sich wieder schmerzlich zusammen, allein sie widersprach nicht mehr viel, als sie die Spuren der groben Fäuste am Leibe ihres Lieblinges sah. So blieb er die nächsten Tage zu Hause, still und traurig, willig und zahm, unschlüssig und ungewiß, bis der erste Schmerz verwunden war.

Eines Morgens, als er sich in's Dorf wagte, wurde er durch ein leises „Pst! pst!“ auf Bartels aufmerksam, der, die kurze Pfeife im Munde, Kolbs Hause gegenüber behaglich im Schatten des dichten Buschwerks versteckt lag. Er wußte alles und tröstete Raimund in seiner Art. „Laß dich's nicht reuen, armer Junge! Ich bin auch froh, daß ich aus der Werkstatt von dem groben Alten los bin. Ich hab' was Anderes im Aug'! Und ein stinker Bursch wie du kommt auch überall durch.“

„Sag' einmal,“ fuhr Bartels nach einer Weile fort, „du kannst so gut klettern. Kämt du wohl z. B. ohne Leiter bis zu des alten Kolb Schlafstube hinauf?“

Raimund sah arglos hin, seine alte Munterkeit lebte wieder auf, ein gewisser Ehrgeiz kitzelte ihn seine Gewandtheit zu zeigen. Statt aller Antwort sprang er über die Straße, auf den Prellstein, erfaßte die Dachrinne, schwang sich bis zum Laternenhalter und wäre mit zwei weitem Sägen am Ziele gewesen, wenn sich nicht plötzlich das Fenster geöffnet und der alte Kolb mißmuthig, fast ängstlich gerufen hätte: „Was soll das? was machst du, Wildfang!“

„Ich wollt' euch bloß eben Guten Morgen sagen,“ nickte ihm Raimund lachend zu und glitt dann behend nieder. Bartels kicherte, ohne seinen Bersted zu verlassen, und lud den Zurückgekehrten

zu einem kleinen Spaziergange in den Wald ein. Als sie weit vom Dorfe entfernt waren, unterbrach er plötzlich das Gespräch durch die ernste Frage: „Raimund, kannst du schweigen? Ich möchte dir etwas anvertrauen.“

Der Knabe antwortete erwartungsvoll Ja.

„Schwör' es mir, daß du nie und nimmer ein Sterbenswörtchen verrathen willst. Es handelt sich um unser beider Glück, unsre Zukunft.“

Raimund, von Neugier gequält, von froher Hoffnung berauscht, leistete unbedachtsam den Eid. Und listig fuhr der Versucher fort:

„Kolb, der alte Bucherer, ist eigentlich an deinem und meinem Elend Schuld. Wie er deine Mutter um die schöne Wiese gebracht hat, weißt du wohl. Auch mich hat er um mein Erbtheil betrogen. In der Schlafstube steht sein Geldschrank. Schlüssel haben wir, machen wir, hinein kannst du —“

„Halt!“ unterbrach ihn der Knabe stirnrunzelnd und erregt, „meinst du, ich wär' ein Dieb?“

„Brauch' nicht so harte Worte. Wer spricht davon? Sein Geld sollst du ihm lassen. Es geht mir nur um ein Papier, ein Actenstück. Heute Nacht ist er nicht daheim. Verschaff' mir das Ding, und uns beiden ist geholfen. Ich werd' erkenntlich sein.“

„Nein!“ sprach Raimund entschlossen. „Zu dergleichen geb' ich mich nicht her. Wenn das Papier dir zukommt, so verklag' ihn. Etwas hab' ich doch vom alten Schulmeister gelernt und behalten: Man darf, um zu seinem Rechte zu gelangen, kein Unrecht thun.“

Der Gesell sah ihn lauern an und erwiderte: „Mag sein. Sonst, einfacher wär's, und du brauchtest wahrhaftig kein so überzartes Gewissen zu haben. Nun, schau mich nicht so zornig an, du sollst Recht behalten. Aber reinen Mund! denk' an deinen Eid!“

Sie trennten sich, und mit sehr gemischten Gefühlen ging Raimund heim.

Vier und zwanzig Stunden später — er half gerade seiner Mutter Frühkartoffeln ausmachen und sie freute sich seiner Kraft und Geschicklichkeit — da trat unerwartet der Polizeidiener zu ihnen, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach: „Aha, da hätten wir ja glücklich den Wildfang! Hast du das Geld hier in der Nähe verscharrt? Grab's schnell wieder aus, hör'!“

„Allmächtiger Gott, was soll das?“ rief Gertrud, vor Schrecken die Hade fallen lassend.

„Nichts weiter, Madamchen, als daß diese Nacht Herr Kolb bestohlen worden ist. Und Ihr Herr

Sohn dort kennt den Weg zu seiner Stube, he? hat ihn gestern erst probirt, am hellen Tage, das war unvorsichtig. — Willst du gutwillig mitgehen, oder soll ich dich binden?"

Raimund starrte ihn sprachlos an, ohne einen Fluchtversuch zu machen. Und von ihm glitt sein Blick auf die blasse Mutter, die ihn mit unsäglicher Wehmuth ansah. „Ich bin unschuldig!“ leuchte er endlich.

„Das sagen sie alle,“ bemerkte der Polizist gleichmüthig.

„Ich bin unschuldig!“ wiederholte Raimund, „sieh mich nicht so traurig an, Mutter! Sprich, du glaubst es doch nicht?“ Er warf die Haxe hin. „Ich will mit dem Manne gehn, es wird sich finden, in einer halben Stunde bin ich wieder hier.“

Mit irrem Auge starrte sie ihm nach. Und es war ein schwerer Gang vor dem Diener der Gerechtigkeit her in lichtigem Sonnenschein durch das lange Dorf, eine Art Spießruthenlaufen durch die Reihen der Gaffer groß und klein, die ihn mit offenem Munde anglogten, wie ein Wunderthier, die Achseln zuckten, den Kopf schüttelten, sich zumickten und ihre Bemerkungen austauschten über den unverbesserlichen Wildfang, den mißrathenen Sohn der hergelaufenen Magd. Seine Altersgenossen, einst seine freiwilligen Untertanen, schrafen jetzt vor seiner Berührung zurück. Denn so ist die Welt, wenigstens ein großer Theil derselben. Die Bessern hielten sich im Hintergrunde und bedauerten ihn.

Auch der Bürgermeister schüttelte trotz der leidschaftlichen Bethörungen Raimunds den Kopf. „Wenn man dich hört,“ sagte er, „das klingt fast wie Wahrheit. Und gesehen hat man dich freilich nicht. Aber auch früher bist du nie ertappt worden, und doch könnte mancher Kirschbaum von dir erzählen, gelt? Du trägst schon so lange den Namen Wildfang, hast schon allerlei angestellt, bist aus der Lehre gelaufen, kannst klettern und Nachschlüssel gebrauchen — es thut mir leid. Besinn' dich. Wenn du bis morgen nicht bekennst, so werd' ich dich doch wohl nach Saarbrücken schicken müssen.“

Er winkte, und der unglückliche Knabe wurde in's Gefängniß geführt. Knarrend schloß sich die alte Thür hinter ihm, und er war allein in dem öden, schmutzigen, schwülen Gemach. Trostlos setzte er sich auf die hölzerne Bittsche. Eine dicke Fliege summt durch die aufgewirbelten Sonnenstäubchen, die kahlen Wände starrten ihn unheimlich an. Scham, Ekel und Schmerz überwältigten ihn. So weit also war's mit ihm gekommen! Dazu hatte ihn sein Uebermuth, sein Leichtsinns gebracht! Worin

er seinen Ruhm gesucht hatte, das kehrte sich jetzt gegen ihn. Früher geliebt, bewundert oder doch gefürchtet, und jetzt gemieden, verachtet, beschimpft — ein Dieb in vielen Augen. „O, hätt' ich meiner Mutter gefolgt!“ seufzte er, und brach bei dem Gedanken an die Verlassene wieder in krampfhaftes Weinen aus.

Ja wohl, sie brachte einen schlimmen Tag zu, von geschwägigen Nachbarinnen ungeschickt belehrt und getröstet, und einen schlimmeren Abend, allein mit ihrem großen Schmerz. Aber nach Mitternacht, als eben der erste Schummer die thränenrothen Augen schließen wollte und inniges Gebet und der feste Glaube an die Unschuld ihres Lieblings sie etwas beruhigt hatten, pochte es plötzlich an's Fenster. Erschrocken fuhr sie auf, Raimund stand draußen, nicht als Gespenst, sondern in Fleisch und Blut. Das haufällige Gewahrjam hatte den Kühnen und Gewandten nicht zu halten vermocht, er war ausgebrochen. Sie ließ ihn zitternd ein, und einen Augenblick hielten sich beide stumm umschlungen. Kein Wort des Vorwurfs kam über ihre Lippen, er war geschlagen genug. „Mutter,“ flüsterte er, „ich hab' manch dummen Streich gemacht und dich oft gekränkt, ich seh's nun ein; ich will anders werden, wenn ich am Leben bleibe, bleib' du nur am Leben! Aber den Kolb bestohlen hab' ich nicht. Ich glaub', ich weiß, wer's gethan hat, ich darf nichts sagen. Ich muß fort, halt' mich nicht, sprich mir nicht daren, es muß sein.“

„Und ich soll allein und verlassen zurück bleiben, ganz allein?“ jammerte sie. „Kannst du das über's Herz bringen?“

„Bist du weniger allein, wenn ich im Kerker sitze?“ knirschte er. „Halt guten Muth, ich komm' wieder, und in Ehren. Gib mir die Sonntagskleider und etwas zu essen, ich spür' Hunger trotz alledem.“

Schon suchte er im Schrank und kleidete sich hastig um, steckte auch sein Schulzeugniß ein, um doch etwas zum Ausweis bei sich zu haben. Indessen holte Gertrud Brot und Ziegenmilch herbei, und wunderte und freute sich bei allem Leid, daß es ihm schmeckte. Doch nicht lange gönnte er sich Zeit. Er sprang auf und reichte ihr die Hand zum Abschiede, auch ihm waren die Thränen nah. Sie hing sich schluchzend an seinen Hals und bat: „Bleib' hier! Verlaß' mich nicht. Leide unschuldig, wenn's sein muß, es geht vorbei. Was soll ich anfangen ohne dich? Bleib' bei mir. Ich will geduldig warten, bis du frei wirst, und schaffen und sorgen; zu essen

haben wir ja noch, und der liebe Gott hilft weiter. Geh' nicht fort! geh' nicht fort, Raimund!"

Aber ihr Flehen war umsonst. „Mutter,“ rief er und biß die Zähne zusammen, „mach' mir das Herz nicht noch schwerer. Ich hab' dir Kummer genug gemacht, du sollst nicht auch Schande an mir erleben. Ich ertrag's nicht, wie ein Dieb über Land transportirt zu werden, es wär' mein Tod. Du bist so lieb, so gut, Gott wird mich um deinetwillen segnen und zurückführen. Leb' wohl, weine nicht so sehr, leb' wohl!“

Sanft machte er sich los. Sie sah, daß sie ihn nicht halten konnte; da zog sie die Schublade auf und suchte ihm wenigstens all ihr Bißchen baares Geld aufzubringen. Aber er nahm nur einen Thaler. „Du hast es sauer verdient,“ sagte er, „und brauchst es nöthiger als ich. Ich schlag' mich schon durch. Leb' wohl, liebe, liebe Mutter! du siehst mich ehrlich wieder — oder nie!“

Schon verhallte sein flüchtiger Schritt in der Dämmerung, sie war allein, und noch immer klang das letzte, furchtbare Wort in ihren Ohren: Nie! Fast kam ihr das Ganze wie ein böser Traum vor, aber nein! Da lag noch das Brot, von dem er gegessen, das Geld, das er verschmäht, dort sein Wamms — er war fort! fort in die weite Welt, in den Krieg! Sie wäre verzweifelt, wenn sie nicht den unverriegbaren Quell gekannt hätte, der allen Schwachen Stärke verleihen will; so weinte sie bitterlich und suchte Trost im Gebet.

Die Nacht verging und der frühe Morgen, der Mittag kam und mit ihm Fragen und Nachforschungen. Sie verhehlte nicht, daß Raimund bei ihr gewesen, und mehr wußte sie selber nicht zu sagen. Manch scheelen Blick mußte sie aushalten, manch bittres Wort vernehmen, sie ertrug es still. „Etwas hab' ich verdient,“ dachte sie. „Warum hab' ich nicht noch mehr versucht, ihn zu halten? Warum ihn nicht nach dem Schuldigen gefragt? Er sprach so geheimnißvoll. Aber es ging so schnell. Laß sie reden und zischeln, wenn er nur wiederkommt.“

Doch wenn auch Raimund seinen thöricht und leichtfertig geschworenen Eid gebrochen und den Versucher angegeben hätte, es würde wenig gefruchtet haben. Denn auch Bartels war spurlos aus der Gegend verschwunden.

Ein Tag nach dem andern verging, das Kriegsgetümmel wälzte sich in Frankreich hinein, der furchtbare Kampf um Metz begann. Am 14. und 16. August ward heiß gerungen, und am 18. fand die graufige Schlacht bei Gravelotte statt. Viele Dorfbewohner hatten Angehörige beim Heer und schwebten in

Furcht und Hoffnung, aber so übel wie die arme Gertrud war keiner daran: die andern erhielten zuweilen Briefe, und Grüße, und Nachrichten, ihr flüchtiger Sohn durfte nicht schreiben; ob er lebte oder todt war, sie wußte es nicht.

Viele Freunde hatte sie nie im Dorfe gehabt. Und jetzt, wo sie ihrer am meisten bedurft hätte, wurden ihr auch die wenigen ungetreu, oder sie meinte es wenigstens in ihrem verletzten Gemüth. Ihr Schwager Kaspar machte ein grämliches Gesicht, so oft er ihr begegnete, und wußte nichts besseres zu sagen, als: „Das kommt von der schlaffen Kinderzucht. Ich prügle meine Jungen, daß sie ach und weh schreien, wenn sie nicht auf's Wort hören. Nun, seid froh, daß Ihr den Schlingel los seid. Wenn er erschossen wird, stirbt er wenigstens einen ehrlichen Tod.“ Das hieß Salz in ihre Wunden reiben! Es ist erstaunlich, wie roh manche Menschen sind. Andere, und besonders Frauen, sprachen freundlicher: „Schad' um den Jungen! Aber Ihr hattet ihn verwöhnt. Jetzt wird er nicht mehr so aufgewartet kriegen, wie daheim. So rauh er mit den guten Sachen umging, immer ward er wieder aufs Neue gepußt und ausstaffirt. Wie mag er jetzt aussehen?“

Nur der alte Schullehrer blieb ihr hold. Manchmal rief er an ihrem Häuschen an, oder blieb ein Weilchen bei ihr stehen, wenn sie draußen arbeitete. Und begann das Gespräch auch mit einer gleichgültigen Bemerkung, über das Wetter, oder die Ernte, bald wandte es sich auf den Entfernten hin, und der alte Mann redete Gutes von ihm und tröstete die Mutter und hielt ihn für unschuldig. Das that ihr wohl, und soll ihm unvergessen bleiben.

Eines Abends erschienen auch drei jüngere Schulkameraden Raimunds, die sich seiner zuletzt wohl vor der Welt geschämt, aber doch die alte Freundschaft nicht ganz vergessen hatten. Sie brachten im Namen ihrer Eltern der armen Wittwe etwas schüchtern und verlegen ein Töpfchen Apfelsmus, ein Stück Speck und zwei Würste. „Einen schönen Gruß, und wir hätten geschlachtet,“ stotterten sie. Gertrud nahm demüthig die freundliche Gabe an. „D, könnt' er nur miteffen!“ seufzte sie; da weinten die guten Jungen auch, und Otto, der jüngste, rief entschlossen: „Wenn er wiederkommt, und es hängt bei uns nur noch eine Wurst im Schornstein, die brat' ich ihm!“

Auch das that der Wittwe wohl und soll den Knaben unvergessen sein. Aber diese einzelnen Lichtblicke machten die stete Finsterniß nur merkbarer, und lange währte sie, ihre einsame Leidensnacht.

Wir sind besser daran, als die arme Mutter,

wir können uns sofort einmal nach Raimund umsehen, wenn wir auch nicht alle seine Irrfahrten beschreiben wollen, denn die füllten allein ein kleines Buch an. Wie Truppen im Felde dem Kanonendonner zueilen, so hatte auch er sich ohne Besinnen dem Kriegsschauplatz zugewandt und bald die Nachhut erreicht. Aber es ging ihm durchaus nicht immer gut, und er mußte allen seinen Scharfsinn und alle seine Behendigkeit aufbieten, um nicht weggesetzt, oder festgenommen und zurückbefördert zu werden. Er machte sich nützlich, wo und wie er nur konnte, zufrieden, wenn man ihn nur duldete. Er schlief beim Train auf einem Karren, in einem Eisenbahnwagen, im Freien. Und wie ein Vöglein hie und da ein Körnlein pickt, so nahm er mit den Bissen und Broden vorlieb, die mittheilige Soldaten oder Fuhrleute ihm zuwarfen. Einem Rittmeister entfiel einst unbemerkt sein kostbarer Feldstecher, durch den er kurz vorher einen Punkt in der Ferne beobachtet hatte. Raimund sah's von fern mit seinen scharfen Augen, stürzte hinzu, hob ihn auf, lief dem Eigenthümer nach und erntete freundlichen Dank und ein kleines Geschenk. Ein greiser Regierungsrath suchte bei Courcelles seinen schwerverwundeten Sohn auf; Raimund machte sich an den alten Herrn, ging ihm zur Hand, trug seine schwere Reisetasche, als zu fahren nicht mehr möglich war, fragte, forschte und handelte für den Ermüdeten und Rathlosen und brachte ihn glücklich an's Ziel. Der alte Herr war voller Dankbarkeit und belohnte ihn reichlich; da bat Raimund ihn klüglich um etwas, das ihm lieber war als Geld: um ein Zeugniß über seine guten Dienste, welches ihm bereitwillig ausgestellt wurde. Das war ein guter Tag, aber nicht immer traf er's so glücklich. Er mußte Scheltworte, Knüffe und Schläge hinnehmen, und Hunger und Durst leiden. Wenn er dann mit bellendem Magen auf muffigem Stroh oder auf einem alten Sack, oder gar auf der bloßen Erde lag, so dachte er wohl mit Wehmuth an die liebe Heimath, die treue Mutter, das reine Bett. „Hätt' ich meinen Kopf gebeugt, wär' ich beim Meister geblieben, wie viel anders könnt' ich's haben! Aber nun ist's zu spät.“

Und noch Schlimmeres drohte ihm. Ein Krieg entfesselt mit den edelsten und höchsten auch die niedrigsten und gemeinsten Leidenschaften, neben Helden weckt er auch Schurken auf. Die schleichen, trotz aller Polizei, um die Heere und hinter und zwischen ihnen umher und treiben im Dunkeln ihr saubres Geschäft, Diebstahl, Verrath und Raub. Raimund sah und hörte vieles, wobei er heiß und roth wurde. Einige Schelme wurden aufmerksam

auf den flinken, starken Burschen und suchten ihn zu gewinnen und zu ihren unrechtlichen Zwecken zu gebrauchen. Aber Raimund wies ihren Antrag schroff zurück, obgleich er in letzter Zeit von Hunger und harten Entbehrungen zu leiden hatte und sie ihm lockende Schätze verhiessen. „Dein Wildfang bleibt ehrlich, Mutter!“ murmelte er, und wandte sich ab.

Am liebsten wär' er ganz vorne gewesen, bei den Kämpfen; aber dorthin zu gelangen hielt schwer. Er war froh, als es ihm gelang, sich eine Welle an ein Landwehrebataillon anzuschließen; die härtigen Männer hatten ihre Freude an dem frischen Knaben, und mancher gedachte wohl mit Wehmuth seines eignen Sohnes daheim, und ob er ihn wiedersehen werde. Denn nicht nur der Feind war zu fürchten, auch Ruhr und Typhus begannen ihr schleichendes Vernichtungswerk. Lang dauerndes Regenwetter trat ein, die Wege wurden grundlos, die Lagerstätten ungesund, die Kleider kaum mehr trocken, die Lazarette voll, und auch die Gesunden ergriff Mißmuth. Raimund war sehr abgemagert, doch hielt er sich, zuweilen durch einen Schluck Rothwein aus der Feldflasche gestärkt.

Eines Tages wollte er dieselbe bei einem neu eingetroffenen Marktender füllen lassen, als er näher tretend unter dem Regenmantel und der Kapuze Bartels erkannte, der unwillkürlich zusammensuhr. „Du hier?“ „Was, Du auch?“ scholl es fast gleichzeitig von beider Mund. Dann ergriff Raimund heftig den Burschen beim Arm und rief voll Zorn: „Du bist an meinem Unglück Schuld. Warum hast du mich schwören lassen? warum nicht Zeugniß für mich abgelegt, daß ich nur dir zu Gefallen bei Kelb hinauf geklettert bin? Aber nein, du machst dich heimlich aus dem Staube.“ Bartels freute sich, daß der ehrliche Knabe ihn gar nicht erwähnt hatte, und suchte ihn zu beruhigen. Aber Raimund gerieth in immer größere Aufregung, und lähn herausplagend mit dem, was er nur ahnte, sagte er mehr, als er beweisen konnte. Schon wurden die Leute in der Nähe aufmerksam. Da lehrte der böbische Geselle den Spieß um. „Hoho, du saubrer Vogel, eben aus dem Gefängniß entwichst, willst hier ehrliche Leute zu Dieben machen? Scheer' dich schnell fort oder es geht dir schlecht!“ Er suchte ihn abzuschütteln, aber Raimund hielt fest, sie rangen erbittert, da ritt ein Feldgensdarm heran und brachte sie unsanft auseinander. Der Marktender, kriechend und zungenfertig, schob alle Schuld auf den schwärathmenden Knaben. „Marsch, Bürschlein!“ rief der Gestrenge, „komm' mit mir, das Weitere findet sich.“ Umsonst flehte Raimund, endlich wieder der Sprache

mächtig, um Erbarmen, um Gerechtigkeit, er war verloren, schon grinste sein Freund schadenfroh, schon griff eine eiserne Faust nach seinem Nacken: da fragte ein vorüberreitender Officier, was vorgehe, und des Knaben scharfes Auge entdeckte sofort den Rittmeister, welchem er seinen verlorenen Feldstecher wiedergebracht hat. „Herr Rittmeister,“ rief er in seiner Noth, „retten Sie mich! Sie wissen, ob ich ein Dieb, ein schlechter Junge bin.“

Die Stimme klang so verzweifelnd und so zutraulich zugleich. Der Blick war so erwartungsvoll und berebt, daß der wohlwollende Herr gerührt wurde und sich auf den Knaben und jenen Vorgang wirklich besann. Ich glaube, fast jeder ächte Mann, besonders jeder Soldat, hat Wohlgefallen an schönen Pferden, großen Hunden und wackern Knaben. Er verwandte sich mit Erfolg für ihn, und nicht zufrieden ihn befreit zu haben, sprach er freundlich: „Kannst du reiten? Dann schwing' dich auf dies überzählige Pferd und begleite mich eine Strecke, wir reden weiter über dich.“

Das war ein Glückswechsel, wie der arme Junge noch keinen erlebt. So eben als höchstverdächtiges Subject in den Händen eines finsterblickenden Gensdarmen, der Gefahr ausgesetzt, nicht nur rückwärts transportirt, sondern seiner Heimathsbehörde ausgeliefert und dort als ein Dieb mit langer Gefängnißhaft bestraft zu werden, jetzt hoch zu Ross — und es war ein edles Thier und gut gefüttert, an der Seite eines vornehmen, leutseligen Officiers, gehoben von seinem Vertrauen, erfüllt mit freudigster Hoffnung. Das Herz schwoll ihm vor Wonne und Dankbarkeit. Er erzählte offenherzig seine ganze

Geschichte und holte, endlich im Quartiere angekommen, zur Bestätigung sein Schulzeugniß und die Zeilen des Regierungsrathes hervor. Es war kaum nöthig, der Rittmeister glaubte seinem treuherzigen Worte, fragte jedoch schließlich: „Was nun, mein kleiner Mann? Da hat Raimund so de- und wehmüthig, er möchte ihn nicht wieder hinausstoßen in die arge Welt, er möchte ihn bei sich behalten, als Pferdejunge, als Stiefelpußer, als was er ihn nur

gebrauchen wollte, daß sein Beschützer endlich kopfschüttelnd sagte: „Es ist gegen das Reglement. Doch der Krieg läßt wohl eine Ausnahme zu. Ich will's mit dir versuchen, ich verantwort' es.“

Raimund weinte Freudenthränen und hätte dem Gütigen die Hände geküßt, wenn der sie ihm nicht entzogen und ernst weiter gesprochen hätte: „Nur Eins, mein Junge. In diesem Augenblicke bist du zahm genug, fast zu weich, wie ein Mädchen. Magst wohl überhaupt von der Noth gelernt und deine unbändige Wildheit etwas abgestreift haben. Laß sie nicht wieder aufflackern! Bei mir wird nicht

gepaßt. Zucht und Ordnung ist das Erste im Dienst, auch bei Soldaten noch mehr als bloße Tapferkeit. Also merk' auf's Wort, verstanden?“

Natürlich versprach Raimund das Beste, und was mehr ist: er hielt es auch. Wir können ihn jetzt etwas getroster seinem ferneren Schicksal überlassen, er ist in guten Händen, und wenden uns zunächst wieder seiner armen Mutter zu.

Kürzer und dunkler wurden die Tage, banger und trüber ward auch ihr Gemüth. Eine Woche nach der andern, ein Monat nach dem andern verrann, von Raimund kein Wort, keine Nachricht, keine



Spur. Zwar hatte er endlich, auf den Schutz seines Herrn vertrauend, einmal zu schreiben gewagt, doch der Brief kam nie an. Gebeugt und gramvoll ging die einst so rüstige Wittwe einher; „wie eine Nonne,“ sagten die Nachbarn, und betrachteten sie allmählich mit wahren Mitleid. Sie hatte, so arm sie war, einen schwerverwundeten Soldaten in ihr Häuschen aufgenommen und treulich gepflegt, freilich umsonst, er mußte sterben. Und als er begraben wurde unter allgemeiner Theilnahme und sie weinend den letzten Blick hinunterwarf in die Gruft, da war's ihr fast, als läge darunter ihr eigener Sohn. „Aber wo schweist der umher? Wo ruht er? Ihn kann ich nicht verbinden und pflegen, ihm die Augen nicht zudrücken, sein Grab nicht bezeichnen mit einem Kreuzlein und Kranz!“ Nun war ihre Hütte wieder ganz einsam und still. Die Arbeit und Sorge, die sie dem Kranken widmete, hatte wenigstens ihre Gedanken etwas von dem großen eignen Schmerz abgelenkt. Wenn sie jetzt am Nocken saß und spann, so dachte sie: „Ob er wohl noch ein Hemd auf dem Leibe hat — oder keines mehr nöthig, ob er einen raschen Tod gefunden durch eine Kugel, oder noch matt mit dem Fieber kämpft und erlischt, wie meine Lampe, wenn ich nicht gleich Del zugieße? O, könnt' ich auch ihn so beleben und erquickeln!“ Weihnachten kam heran, die Kinder und die Alten freuten sich trotz der schweren Zeit, klangen doch die Nachrichten aus Frankreich immer günstig und erhebend — Gertrud blieb einsam und freudenlos, aller Ruhm und alle Siege des Vaterlands ersetzten ihr den einzigen Sohn nicht. Der strenge Winter schlich vorbei, der Krieg ging zu Ende, die Tage nahmen wieder zu, die Soldatenbriefe sprachen hoffnungsvoll von baldiger Heimkehr — für sie kam keine Kunde, für sie hatte der Frühling keine Blumen, der Friede keinen Trost. Eine einsame Wittwe! welche Fülle des Wehs liegt in diesem Wort.

Aber Gott legt uns Menschen nicht mehr auf, als wir tragen können, und seine Hülfe ist am nächsten, wenn unsere Noth am größten ist. Er hat uns für gute und böse Tage zwei kräftige Stützen gegeben: die Arbeit und das Gebet, und beide ließen die schwache Gertrud nicht ganz nieder sinken. Gearbeitet mußte werden, um nicht in Schulden zu gerathen, um nicht auch das Häuschen zu verlieren, auf welches Kolb schon lange seine gierigen Augen geworfen. Hatte er sich doch nicht entblödet, von der armen Wittwe Ersatz des ihm Gestohlenen zu verlangen; dann wolle er das Seinige dazu thun, daß ihr Sohn straflos zurückkehren dürfe. Sie wies den Antrag entrüstet ab, ihn annehmen hätte einem

Schuldbekennniß gleich gesehen. „Meine Gerechtigkeit wird sich finden,“ sprach sie mit Hiob. „Mein Raimund ist unschuldig, und Gott wird mich nicht sterben lassen, bis ich ihn wiedergesehen.“ Aber der Muth, der sie in solchen Augenblicken der Erregung besetzte, wurde beim vergeblichen Warten oft schwach und klein und wich fast der dumpfen Hoffnungslosigkeit.

An einem frühzeitigen Lenzmorgen war ihr besonders weh um's Herz. Kein Wunder, Schwager Kaspar hatte ihr lange, vielleicht in guter Meinung, aber ohne Zartgefühl, zugeredet, ihr kleines Besizthum zu veräußern, und als sie stumm den Kopf schüttelte, sich scheltend entfernte. Sie nahm seufzend den Spaten und schlich in den Garten, zu graben. Wie schwer und langsam ging es ihr jetzt von der Hand! Bei jeder Schaufel voll dachte sie an's Grab. Da scholl von der Höhe des Weges her Pferdegetrappel an ihr Ohr. Sie hob die Augen auf: zwei Reiter trabten heran, ein Offizier in glänzender Uniform, und neben ihm, in schmucker grauer Kleidung, ein schlanker Jüngling: sie glaubte zu träumen, sie lehnte sich zitternd auf den Spaten, aber nein! er ist's! ihr Raimund, größer, schöner, blühender, als sie ihn jemals gesehen! Und wie der Blitz war er vom Gaul herunter und im Garten und schloß sie so heftig in seine Arme, daß ihr die Sinne fast vergingen vor übergroßer Freude des Wiedersehens.

Solch selige Augenblicke kommen auch im glücklichsten Leben nur wenig vor; sie sind ein Vorgeschaufel des Himmels und durch Monate, ja Jahre der Trauer nicht zu theuer erkaufte.

Auch der Rittmeister war abgestiegen, und Raimund, sich schneller fassend als die Mutter, band sogleich die Pferde an. Dann gingen die drei in's Haus, der Officier wollte die Mutter seines Schützlings ehren.

Sie deckte den Tisch, sie wandelte hin und her wie verklärt, und trug das Beste auf, was Küch' und Keller vermochte. Und dann ging das Fragen und Erzählen, das Unterbrechen und Erstaunen an. „Ah, Kind, du wirst hungrig sein!“ ermahnte sie ihn jetzt, und den Augenblick drauf wieder: „Nun sprich doch! erzähle! ich hab' deine liebe Stimme so lange nicht gehört.“ Der Rittmeister sah der lieblichen Begegnung mit stillem Wohlgefallen zu, und säbelte, als alter Soldat schnell überall zu Hause, wacker am Roste des Schinkens herum; der Ritt hatte ihm Appetit gemacht, und die leuchtende Reinlichkeit des Stübchens und der Geräthe erhöhte denselben. Endlich aber wischte er Mund und Schnurr-

bart und sprach: „Nun laßt den Jungen einmal essen, ich will ihn ablösen. So viel er auch erzählt, das Beste verschweigt er aus Bescheidenheit: daß er mir das Leben gerettet hat. Auf Streifzügen nahm ich ihn häufig mit, seine scharfen Augen flogen spähend rechts und links. Einst, als wir durch einen Hohlweg ritten, riß er plötzlich mein Pferd zurück und drängte sich vor, so daß der Schuß von der Höhe, der meiner Brust geglitten, seinen Arm traf.“

„Wo? Bist du noch verwundet? Ist er gelähmt!“ rief Gertrud erschrocken; doch Raimund beruhigte sie und schüttelte, da er vor eifrigem Rauen nicht sprechen konnte, lächelnd den Kopf.

„Es half zwar nicht völlig,“ fuhr sein Herr fort, „die verwünschten Chassepots arbeiteten schnell; schon krachte es wieder und mein Thier stürzte zusammen und quetschte mich furchtbar, aber schon saßen auch meine Jungen ab, und nun die Höhe hinauf, und die heimtückischen Francetireurs gefangen oder verjagt! Dann brachten sie uns in Sicherheit. Mit unsern Kriegsthaten war's aus. Wir mußten beide in's Lazareth, und die Zeit ward uns lang, doch alles geht vorüber. Hier sind wir nun, hier sitzen wir, kerngesund, und fidele Krüppel, und es hängt von Raimund ab, so trennen wir uns nimmer mehr. — Und jetzt, mein Junge, die Thiere werden unruhig — führ' sie in's Wirthshaus und bestell' Quartier für mich. Aber komm' bald zurück und bring' Wein mit, es hat mir vortrefflich geschmeckt und mein guter Durst ist mehr als Wasser werth.“

Raimund gehorchte und trabte stolz in's Dorf hinab, seines Herrn Pferd am Zügel haltend. Die Schule ging gerade aus, als er vorbeikam, die Knaben staunten ihn an, da rief Otto (jetzt in der ersten Klasse) jubelnd: „Hurrah! unser Hauptmann ist wieder da!“ und „Hurrah! es lebe der Wildfang!“ scholl es laut aus den jugendlichen Kehlen. Raimund begrüßte alle gnädig und seine näheren Freunde gerührt, und drückte dann, auf die offene Thür zureitend, dem erstaunten Lehrer die treue Hand.

Unterdessen vervollständigte der Rittmeister seinen Bericht und überlegte allerlei mit der von der Freunde

verjüngten Mutter. — Er war ein reicher Edelmann aus Schlesien und bot ihr an, entweder sie und ihren Sohn mit sich auf seine Güter zu nehmen, oder ihn ein ordentlich Geschäft lernen zu lassen. „Aber es eilt nicht,“ schloß er, „besinn' Euch darüber, gute Frau. Zunächst bleibt er natürlich hier, er hat einen Urlaub redlich verdient. — Wo er nur mit dem Wein bleiben mag?“

Ja, er blieb lange, und schon gerieth Gertrud in Angst, es möge ihm ein unangenehmer Willkomm zu Theil geworden sein. Aber da hörte man seinen eiligen Schritt, er nahte, doch er kam nicht allein, der Bürgermeister und der Lehrer begleiteten ihn. „Frau Dahl,“ begann der erstere nach rascher Begrüßung, „es freut mich, daß ich Ihnen eine angenehme Kunde bringen kann und Abbitte thun muß. Wenn kein Unglück allein kommt, wie man sagt, so drängt sich auch oft das Glück auf Einen Tag zusammen. Ihr braver Sohn ist gerade zur rechten Stunde heimgekehrt. So eben bringt ein Gensdarm den früheren Schlosser Bartels hier ein, zunächst wegen gewisser Betrügereien, die er neuerdings verübt haben soll. Aber bei seiner Durchsichtung haben sich auch einige Werthpapiere gefunden, die Herrn Kolb gestohlen worden sind, und im ersten Schrecken hat der Schurke alles bekennt. Er ist der Dieb, und Raimund ganz unschuldig. Es thut mir leid, daß jemals der geringste Verdacht auf ihn gefallen ist.“

„Gott sei Dank!“ rief Gertrud, indem sie den erröthenden Jüngling fest an sich zog, „Gott sei Dank! er hat das Flehen der Wittve erhört.“

„Der Wildfang war immer ehrlich!“ sprach der alte Lehrer, „von den Obstbäumen abgesehn.“

„Er ist's geblieben!“ rief der Rittmeister, der inzwischen trotz aller Nührung eingeschenkt hatte, „er ist der beste, treueste, liebste Bursche, den ich je gehabt, je gekannt. Meine Herren — da darfst du auch mittrinken, Raimund! — das erste Glas der schwergeprüften, jetzt hochbeglückten Mutter.“

Sie stießen an und tranken aus. Rasch schenkte er wieder ein. „Und das zweite dem braven Sohn. Hoch lebe der gebesserte Wildfang!“

Sprüche von Friedrich Güll.

Es war zu wohl dem Fisch,
Nicht hört' er auf zu schnalzen:
Bald stand er auf dem Tisch —
Gesotten und gesalzen.

Auf den Blumen tummeln
Bienen sich und Hummeln,
Doch nur Bienen tragen heim
Emsig Wachs und Honigseim.

Von den Göttern der Germanen.

Von

Werner Sahn.

Mit Original-Zeichnung von Julius Rauc.



IX. Das goldene Zeitalter.

Es giebt kein Volk der Erde, das unter seinen alten Dichtungen nicht auch die von einem goldenen Zeitalter besäße, von einer Zeit, in der Milch und Honig in den Bächen floß, in der die Menschen des Schutzes gegen stürmende Wetter, gegen rauhe Jahreszeiten noch nicht bedurften, in der die Thiere sämmtlich gutmüthig und vertraulich den Menschen zum Dienst lebten, Streitlust aber, Mißgunst und Habsucht noch nicht den Einen vom Andern trennten, in der die Götter vielmehr, heiter mit den Erdenkindern verkehrend, alles Wohlthätige und Wünschenswerthe Allen insgesammt und Jedem einzeln zur Genüge und im Ueberfluß gewährten.

Wie sehr natürlich war es, daß alle Völker von solch einem goldenen Zeitalter dichteten! Erfährt nicht jeder Mensch selbst in seinem kurzen Leben solch eine Zeit?

Ist es nicht ein goldenes Zeitalter, in dem das Kind sich befindet, wenn es lachend in der Wiege liegt, selbst glücklich und Andere beglückend? Nicht Vater und Mutter allein, wer das Kind nur sieht, begrüßt es mit freundlichem Nicken und Winken, und die Seligkeit des Daseins erhöht und verdoppelt sich ihm. Ist es nicht ein goldenes Zeitalter, wenn dem Kinde, das sich ein Jahr darauf im Hof oder im Garten umhertummelt, Alles, was es gewahrt wird, und wäre es ein Körnchen Sand oder ein flüchtig kommender und eilender Schatten, Herz und Seele zu Lust und Spiel öffnet! wenn dem erwachenden Geist sich Alles belebt, wenn aus Tisch und Stuhl, aus Stock und Stein Gefährten, Mitspieler des Kindes werden, mit denen es seine Sprache übt, denen es seine Art beibringt, für die es sorgt und die es erzieht!

Nichts begegnet dem Kinde, was diese Lust unterbräche. Alles zum Leben Erforderliche wird ihm von den Eltern vorbereitet. Das Mahl steht da, wenn der Hunger erwacht; die Kleider sind fertig, das Hütchen, die Stiefel, wie schön sind sie! Rauhes Wetter, böse Jahreszeiten giebt es nicht; die Vorseege der Eltern hält sie von den Kindern fern. Naht je einmal ein Augenblick, in dem die Lust und Freude zu ermatten scheint, so ist die Mut-

ter da. Sie erzählt aus dem Wunderreich der Märchen, vom Bäumchen, das goldene Blätter hat, vom Vögelchen, das aus andern Ländern geflogen kommt, vom Garten, in dem die Rosenkönigin wohnt. Und naht gar ein Augenblick, in dem eine Thräne fließt, wie schnell ist sie getrocknet! man weiß kaum von wem, — von einem Engel, der unsichtbar zur Seite stand? Das Weinen ist vergessen und das Lachen ist wieder da.

Wenn es im Lauf der Jahre allmählig anders wird, wenn dem Knaben oder dem Mädchen schwierigere Aufgaben gestellt werden, für die es sich ernsthaft anstrengen und des Spiels vergessen soll, ja, wenn Mühen und Sorgen anderer Art hereinbrechen, — Vater und Mutter gewähren nicht mehr Alles, was zum Leben erforderlich ist, die Noth um den Erwerb stellt sich ein, — oder gar, wenn Unglück vom Himmel gesandt wird, wenn der Tod diejenigen raubt, deren täglichem Umgang sie ihre Freude verdanken: wie sehr natürlich ist es alldann, daß der sehnsüchtige Blick sich auf die Kindheit zurückwendet! „O, es war eine goldene Zeit! wäre es immer so geblieben!“

Nun kommt die Erinnerung und verschönert das, was an sich schon schön war, noch mehr. Sie verleiht dem Vergangenen freigebig wunderbare Reize.

Diese Art der Erinnerung ist es, die sich in allen Dichtungen zeigt, welche die verschiedenen Völker von dem goldenen Zeitalter geschaffen haben, — auch in der der Germanen. Es ist eine Erzählung, der sich manch anmuthiges Bild und manch inniger, schöner Gedanke entnehmen läßt.

So erzählten unsere Vorfahren.

Die Götter hatten ihr Werk vollendet. Sie hatten den großen Bau der Welt auf Felsen gegründet. Berge waren mit Wäldern bepflanzt. Zwischen ihnen dehnten sich hier die Fruchttragenden Landebenen, dort die lieblichen Thäler. Von den Höhen der Erde rieselten Quellen, die Quellen schmolzen zu Bächen zusammen, die Bäche suchten Gefährten, mit denen sie zu Strömen verwachsen, und alles Fließende rann zu den kleinen und großen Meeren hinunter, die, weiter sich dehrend, das Land umspülten. Und über aller Erde und allen Meeren

war die Luft ausgegossen, darin den Winden und Wolken ihre Bahnen geordnet waren. Und höher noch, über dem allen, lag, in erhabenem Bogen sich spannend, des Himmels Dach.

Wunderbar groß war des Thursen Imir Leib*) gewesen, aus welchem Himmel und Erde und Alles darin geschaffen war; viel wunderbarer aber hatten der Götter Kraft und Geschick sich gezeigt, womit sie Alles so zu vollbringen vermocht hatten. Ueber dem Himmel grüntem sonnige Auen, auf denen sie selber Städte genommen hatten; auf den Ebenen und in den Thälern der Erde erglänzten blüthenreiche Büsche, neben denen den Menschen Wohnung gegeben war; und erhaben hatten sie an der Seite der Meere Buchten und Klüfte gebildet, geräumige Kammern zum Ausruhen den Thursen, den jüngeren Sprossen des starken, urgeborenen Riesengeschlechts.

Alles, wie es eingerichtet war, war schön und erwünscht. Die Sonne leuchtete und wärmte; noch brannte sie nicht mit dörendem Strahl. Die Nacht umfing die Müden mit weichem Schattenschleier; noch schreckte sie nicht mit der Dede und dem Grauen der Finsterniß. Winde wehten zum Spiel mit den Blättern; Stürme gab es noch nicht. Wolken zogen dahin; doch nie drohten sie mit Schauern und Schloßen. Freudig lebten auf der Erde die Menschen, friedlich in ihren Familien und Verwandtschaften, täglich beglückt durch die Götter, die gern von den Himmels Höhen kamen, um Vorbild in allem Geschick und aller Kraft den Erdenkindern zu werden.

„So bleibe es immer!“ sprachen die Götter.

Und Allvater rief seine Kinder. Sie eilten auf die Städte der sonnigen Himmelsauen, die ihnen die liebste war. Duftendes Gras quoll aus weichen Matten. Schon oftmals hatten sie hier gefessen, erzählend von dem, was hinter ihnen lag, beredend mit einander, was zu unternehmen sei. Idafeld nannten die Götter die Städte des Himmels.

„Wir sind die Wächter und Walter im Himmel und auf Erden!“ sprach Allvater zu den anderen Göttern. „Nun laßt uns das Wohl aller Wesen berathen, einen Grund ihm geben, der nicht wankt! so unter den Göttern, wie unter den Menschen und Thursen!“

Und sogleich gingen die Götter daran, ein Haus zu Rede und Rath zu erbauen. Sie wählten das Schönste, was sie fanden. Lauteres Gold fügten sie zu Wänden und Bögen, Grundfesten legten und ein Dach erhoben sie, Alles aus Gold, leuchtend nach außen und innen. Und inmitten der Halle des

Hauses stellten sie Stühle, zwölf im Kreise, und einen, einen Hochsitz, für Odin Allvater.

Da saßen die Götter. Und Allvater sprach: „Eines wollen wir in Idafeld's Hause sprechen, es sei das Erste und das Letzte! Ein Wort entfliehe unserm Munde, daran Niemand je zu rütteln verlange! Dies sei das Wort — so hab ich mit mir es erwogen —:

„Von Treue und Wahrheit wankt der Schritt nicht,
Und heilig vor Allem sei Jedem der Eidschwur!“

Und alle Götter blickten freudig auf Allvater, und alle riefen wie mit Einem Munde: „So sei es! wir pflichten dir bei: —

„Von Treue und Wahrheit wankt der Schritt nicht,
Und heilig vor Allem sei Jedem der Eidschwur!“

Und die Götter wachten, ebenso unter sich wie über die Menschen und Thursen, — daß dieses Wort gehalten werde.

Wer hätte der Götter Gebot mißachten wollen? von ihnen selbst einer? Nur von den Thursen vielleicht mochte Widerspruch kommen. Aber noch ahnte, noch dachte es Niemand. Langsame Geister waren die Thursen. Sie lagen — ob müde oder träge — in ihren Höhlen, meist schlafend, dann essend und trinkend, wenig verkehrend mit den Welten umher. Verschllossen war noch ihr Sinn, Schweigen ihre Rede, Brüten ihr Denken. Dachten sie an Odin's vormaliges, gewaltiges Thun? an Imir's, ihres Ahnherrn, welterschaffenden Tod? War es Ergebung, war es Mißgunst, was sie der Herrschaft des Siegers im Herzen nährten? Noch wußte es Niemand.

Und die Götter zogen alle Tage umher, unter den Menschen, unter den Thursen, wachend und sorgend, daß Niemand ihrem Worte zuwider sich halte. Und alle Tage gingen sie in Idafeld's Hause ein, Allvater Bericht abstattend und sich selber in dem Wort bekräftigend:

„Von Treue und Wahrheit wankt der Schritt nicht,
Und heilig vor Allem sei Jedem der Eidschwur!“

Und immer, wenn die Götter Idafeld's Haus wieder verließen, war es ersichtlich: sie schritten verjüngt einher. Und immer, wenn sie zum Rundgang der Welten sich wieder entschlossen, sprachen sie freudig unter einander: „uns leuchtet verjüngt die Welt entgegen.“

Herrliche Jugend der Götter und Welten! Wie zogen in Borne die Tage, die Monden und Jahre vorüber! Freundlich behütet war Alles. In sicherem Frieden gedieh, was lebte auf der Erde, in der Luft und im Meere.

Und den Göttern selbst! Wie ein leichter Be-

*) S. Band VIII. S. 54.

gel sich hinschwingt, — weit ausgebreitet sind die Flügel; kaum sieht man den Stoß, mit dem er sich fortreibt; doch ruht er nimmer, umschauend im Raum nach oben und unten, erfreut durch Alles, was im Licht oder Schatten ihm sichtbar wird — so flogen den Göttern die Zeiten dahin, in stillem Behagen, in gleicher Lust zu finden, zu wirken, zu schaffen.

Nicht müde wurden die Götter zu schauen und zu lauschen, zu heben und zu wägen. Wo sie auch

das Leben bedarf und das Herz verlangt, — wunderreich besonders am Edelsten, was die Erde birgt, am schwellenden, grüßenden Golde.

Gold schwillt und grüßt durch die Lüfte der Welt, von Tag zu Tage, vom Abend zum Morgen, vom Morgen zum Abend. Golden leuchten die Sterne die Nacht hindurch, goldig malt die Sonne ihr Auge zum Gruß der Welten, früh und spät, auf die Säume und in die Falten der flatternden Wolken. Gold schwoh nun auch aus der Tiefe und



gingen, sie hoben vom Wege, was sie wahrten. Sie fühlten, prüften und probten die Kräfte, die Art und den Zweck aller Dinge.

Holz und Steine brachten sie her — „wie nützen wir beide?“ Zum Erdgrund gruben sie abwärts — „welcher Reichthum an Erzen der Tiefe!“ Sie maßen die Schwere, den Glanz und die Dauer der Stoffe. Dann schufen sie Defen und Hammer und Amboss. Sie schnitten das Holz, sie schmelzten das Erz und hieben die Steine.

Wunderreich wurden die Götter an Allem, weß

grüßte die jungen Götter.

So sehr viel dieses zartesten Erzes fanden die Götter, daß alles Geräth, was sie brauchten, aus ihm gefertigt wurde. So sehr viel besaßen sie, daß ein Verlangen nach mehr, daß ein mißgünstiger Blick von Einem auf den Andern, wie verschieden die Habe auch war, nicht aufkam.

Friedlich geeint nach des Tages heiterer Arbeit, ritten die Götter auf ihren Wunderrossen über Erde und Meer dahin, umschauend im All. Friedlich geeint nach des Tages heiterer Arbeit, saßen die Göt-

ter des Abends so heute wie gestern auf Idafeld's Graze zusammen und warfen die goldenen Würfel sich zu.

Die Stunden, die Tage vergingen. Die Götter blickten nicht zurück, blickten nicht voraus. Froh waren sie, den Augenblick zu genießen.

„Einen Tempel der Freude und Freundschaft, uns und den Gespielinnen unserer Hoheit bauen wir nun!“ sprachen die Götter.

Bald schwang er sich aufwärts, hinstrebend zu den schaukelnden Lüften. Wingolf nannten die Götter den Tempel. Vom Golde der Säulen und Sparren, der Giebel und Schindeln, drang neues Licht durch die Welten. Zu Wingolf's Saale eilten sie alle, die Götter und die Göttinnen, wenn das Mahl ihnen winkte.

Da kam Odin Allvater, am Arme die Hausfrau führend, die mütterliche Frigg. Im Gefolge gingen die Jungfrauen, dem Dienste der Herrin geweiht, Fulla mit dem Goldband über lose flatterndem Haar, Gefion sinnenden und singenden Herzens. Da kamen von Odin's Söhnen Thorr und Balder, Thorr mit der jungen, lockengeschmückten Sif, Balder mit der blumengewandigen Nanna. Da kam Forseti, Balder's und Nanna's lieblicher Sohn. Auch Heimdall, Freyer und Freyja und die anderen alle kamen.

Auch Bragi kam, der Liederklang-bildende Gott, an seinem Arme Idun, die muntre Gefährtin.

Nun setzen sich Alle zum Mahle. Des Himmels duftige Speise, des Aethers schwellender Trank erfreut sie.

Dann aber greift Bragi zur Harfe, er singt ein Lied, das Lied von der ewigen Jugend.

„O ruhe noch nicht!“ so rufen die Götter. Und abermals singt Bragi ein Lied, das Lied von der ewigen Freundschaft.

Schon wollen die Götter vom Mahle sich erheben. Da geht Idun im Kreise umher. Sie hält

im Arme ihr zauberisches Kästchen. Sie reicht von den Äpfeln daraus, den Alter-abwehrenden, goldenen Äpfeln.

Gestärkt alsdann gehen die Götter und Göttinnen dahin, ein Jeder in das Seine.

Und noch ein Werk war's, das die Götter in jenen Zeiten vollbrachten, ein herrliches bewunderungswürdiges Werk.

Und eine Brücke erbauten die Götter,
Vom Himmel zur Erde den herrlichen Bogen.
Gar sinnig vollführt und kunstreich gefügt
Sind alle der Brücke einzelne Glieder.

Als schwebte der Bogen und bebe, so scheint's dir;
Doch ruhet er fest auf rastenden Pfeilern.
Verwundert schon hast du ihn häufig gewahrt,
— In der Menschen Rede — den „Regenbogen“.

Drei an der Brücke, drei sind der Farben;
Und ruhelos Feuer ist das Rote darin.
Wohlweislich! leicht trüge die Brücke sonst Thurfen,
Mißgönner der Eintracht, hinauf zu den Göttern.

Die Götter jedoch, gehend und reitend,
Kommen hinüber, herüber die Brücke;
Besuchen segnend der Erde Saum,
Eilen dann selig zur Heimath hinaus.

Vom Auf und Ab der Rosse und Reiter
Vom Weilen und Eilen der ewigen Wesen
Klingt und klirrt's auf der Brücke Bogen,
Es blinkt und blitzt in den bläulichen Lüften.

Wie sie es wollen, die wohnigen Götter,
So fahren sie hin auf des Himmels Bahn.
Folglustig die Rosse, — leicht lenkt sie der Wind,
Die Wirbel zu heben, die Hufe zu werfen.

Von Häupten und Hälften der himmlischen Rosse
Flattern der Mähnen Böse im Flug.
Es schimmert im Golde, es schillert im Silber,
Im Glasglanz der Leiber strahlt wieder die Sonne.

Goldenes Alter der seligen Götter,
Ohn' Wandel dahin zieht ihnen die Welt!
Goldenes Alter der glücklichen Welten,
Es herrschen in Frieden die Hohen des Himmels!

Osterhäshen.

Von

Georg Lang.



linkes Häshen, willst du morgen
Uns für Ostereier sorgen?
Liebes Häshen, bringe bald
Bunte Eier aus dem Wald!

Weiches Moos und grüne Nestchen
Holten wir für dich zum Nestchen,

Und daneben legten wir
Gras und Klee zur Speise dir.

Und der Hund muß an die Kette
Und wir Kinder gehn zu Bette,
Daß dir niemand bange macht,
Wenn du leise kommst zur Nacht!

Nürnberg.

Die Stadt des deutschen Kunst-Handwerks. In Wort und Bild dargestellt

von

Friedrich Werckmeister.



Jüngst folgte ich einem lange gehegten Wunsche und besuchte eine Stadt in Süddeutschland, die uns allen von der Kinderstube her lieb und bekannt, deren bloßer Name schon im Stande ist, Jung und Alt freudig zu erregen. — Es ist Nürnberg, die alte deutsche Reichsstadt im Frankenlande.

Ihre schönen Spielwaaren sind euch sicher nicht fremd, liefert sie doch den Knaben Waffen und Spiele aller Art, vorzugsweis aber die besten Zinnsoldaten; da finden wir alle Truppengattungen, alle Nationen vertreten und alle in gleicher Größe und sauberster Ausführung. Mit Vergnügen denke ich noch jener Zeit, wo im väterlichen Hause den Sonntag Nachmittags der große Eßtisch herhalten mußte und wir Jungens Hunderte, ja Tausende von den kleinen Nürnberger Soldaten aus Heinrichsen's Werkstatt in wohlgefügter Schlachtordnung gegeneinander in's Erbsenfeuer führten. Wir schwärmten natürlich damals für die Männer und Schlachten der Freiheitskriege, für „Vater Blücher“, für „Leipzig und Belle-Alliance“; bei der heutigen jungen Welt spielen die Schlachten bei Wörth und Sedan, „Unser Fritz“ und Mac Mahon die Hauptrolle.

Aber auch der Mädchen häuslichen Sinn fördert Nürnberg durch seine reizenden Einrichtungen für's Puppenhaus, für Küche, Wohn- und Schlafstube. Kleine Feinschmecker und Leckermäuler gewinnt es durch seine allbekanntesten Lebkuchen.

In reiferen Jahren aber lernen wir den hohen Werth Nürnbergs erst ganz erkennen; war es doch diese Stadt, die das Banner deutschen Wesens, deutscher Art vor allen anderen hoch und in Ehren gehalten, welcher des Reiches Wohlfahrt stets ebenso viel gegolten wie die eigne. Die Zahl ihrer Söhne, die sich um deutsches Handwerk und Kunst verdient gemacht hat, ist eine stattliche.

Jene denkwürdige Zeit, wo die großen Erfindungen, die das menschliche Dasein umgestalteten, wie die der Buchdruckerkunst und des Schießpulvers, noch auf deutschem Boden, in deutschen Werkstuben gemacht wurden, zeigt die Stadt so recht in ihrem eigensten Fahrwasser. Ihre Zirkel-, Reißzeug-, Com-

passmacher insbesondere hatten einst bedeutenden Ruf. Die Stadt galt als der Hauptplatz für Verfertigung wissenschaftlicher (mathematischer und physikalischer) Instrumente. Hier fertigte im Jahre 1491 der berühmte Seefahrer und Entdecker eines Theiles von Afrika, der Nürnberger Martin Behaim den berühmten Erdglobus, der sich noch heute im Besitze der freiherrlich Behaim'schen Familie daselbst befindet.

Von den weiteren hier gemachten Erfindungen seien noch die Taschenuhren erwähnt, damals „Nürnbergiger Eier“ genannt. Aus ihrem Handwerkerstande, aus ihren Werkstätten gingen Männer hervor, deren Namen in erster Reihe genannt werden müssen, wenn von deutscher Kunst und Art die Rede ist, vor allen unser größter Maler Albrecht Dürer, der Sohn eines Goldschmidts, Peter Vischer, der Erzgießer, und der berühmteste Dichter seiner Zeit, der Schuhmacher Hans Sachs. — Um eine Vorstellung von dem reichen Leben jener Zeit zu gewinnen und zu sehen, aus welchen Vorbedingungen sie sich zu ihrer Größe und Macht entwickelte, wollen wir einen kurzen Blick auf die Geschichte dieser Stadt werfen.

Nürnberg, über dessen Ursprung keine sicheren Nachrichten überliefert wurden, liegt in Mittelfranken an den Ufern der Pegnitz und wird durch diese in zwei ziemlich gleich große Theile, die Sebalds- und die Lorenzer Seite getheilt. Der älteste Theil ist offenbar die nach der Sankt Sebaldus-Kirche genannte Hälfte, welche sich anlehnend an die alte Burg, (dem nachmaligen kaiserlichen Schloß,) im Schutze derselben erbaut wurde. Als der höchste Punkt thront die Burg an der Nordseite der hügeligen Stadt auf zu Tage liegendem Fels. Sie bietet von ihren Thürmen eine prächtige Fernsicht in die Stadt hinab und weit über ihre festen Mauern hinaus in das ringsum liegende ebene Land. Die zahlreichen hohen Schornsteine in den Vorstädten und umliegenden Ortschaften zeigen uns, daß wir hier die gewerbreichste Stadt Süddeutschlands vor uns haben.

Der älteste Theil der Burg ist der Heidenthurm; aus der Bauart schließt man, daß er, sowie die anstoßende Kapelle, vor dem Jahre 1000 n. Chr.

entstanden ist, somit ein höheres Alter aufweist als alle übrigen noch erhaltenen Gebäude des Ortes.

Im Jahre 1050 tritt Stadt und Burg an das Licht der Geschichte, und obschon eine der jüngsten der damaligen deutschen Städte, erhebt sie sich rasch insbesondere unter der Gunst der großen „Hohenstaufen“ zu Ansehen und Macht. In der Burg schlugen von nun ab fast alle deutschen Kaiser bis in's 16te Jahrhundert hinein zeitweis ihr Hoflager auf, und als Statthalter der hohenstaufischen Kaiser



Der Heidenthurm.

treten bereits die Burggrafen von Nürnberg auf, eine Würde, die schon damals dem Hause „Hohenzollern“ erblich verliehen wurde.

Dieselben besaßen große Machtvollkommenheiten und Rechte der Stadt gegenüber. Die Vertheidigung der kaiserlichen Burg, das höchste Richteramt stand ihnen zu, die Stadt mußte ihnen Abgaben zahlen und Frohndienste leisten.

So ist es natürlich, daß mit der zunehmenden Größe und Selbständigkeit der Städte und ihren gemeinschaftlichen Kämpfen um die allmählig erworbenen Rechte, das Verhältniß zwischen Nürnberg und den Burggrafen ein sehr mißliches wurde und zu vielem Streit und langwierigen Fehden führte.

Doch scheint diese fortwährende Uebung der kriegerischen Fähigkeiten den Parteien nur zuträglich gewesen zu sein, zumal sie sich beiderseits der zunehmenden und ungetheilten Gunst der Kaiser erfreuten, durch ihre guten Dienste ihnen fast unentbehrlich wurden, und so an Ehren und Reichthum, an Einfluß, Macht und Rechten stetig zunahmen. So kam es, daß, als König Sigmund im Juli des Jahres 1411 zum deutschen Kaiser erwählt wurde, der

Burggraf Friedrich der VI. von Nürnberg in Anerkennung seiner dem Kaiser geleisteten Dienste und als Pfand für die demselben gemachten Vorschüsse die Mark Brandenburg erhielt. Dies ist das für die Geschichte unsres Vaterlandes bedeutungsvollste Ereigniß, welches sich an die Geschichte der kaiserlichen Burg in Nürnberg knüpft. —

Wenden wir uns nun der Stadt selbst zu und erwägen wir zunächst die Bedingungen, die dazu angethan sind, ein städtisches Gemeinwesen zur Blüthe zu bringen und welche hier in so hohem Maße vorhanden waren.

Dem Landmann, dem Bearbeiter der Scholle, der durch Ackerbau und Viehzucht für unsres Leibes Nahrung sorgt, der die gute kernige Grundlage eines jeden Volkswesens bildet, stehet die städtische Bevölkerung gegenüber. Diese hat eine schwierigere, eine höhere Aufgabe zu erfüllen. Ihr liegt ob, die rohen Stoffe, die bei dem Landbau gewonnen werden, denen sich Stein und Erz, die Gaben des Bergbaues zugesellen, weiter zu verarbeiten, durch fleißige und geschickte Hände zu brauchbaren Gegenständen für uns zu gestalten. Diese Beschäftigung, das „Handwerk“, ist der zunächst liegende Beruf eines jeden gesunden städtischen Gemeinwesens, der Handwerkerstand der Kern, die arbeitende Mehrheit in demselben.

Eine weitere Quelle des Wohlstandes einer Stadt ist der Handel. Die überflüssigen Erzeugnisse des umliegenden Landes, wie die bei der städtischen Arbeit gewonnenen Waaren müssen verwerthet und dafür diejenigen Dinge eingetauscht und eingehandelt werden, die anderwärts besser und billiger herzustellen sind. Daß diese Beschäftigung des Handelns, des Kaufens und Verkaufens rascher und bequemer zu größerer Wohlhabenheit, ja zu Reichthum führt als das Handwerk, ist leicht begreiflich, und so bildete sich aus den Kaufherren schon in der älteren städtischen Gemeinde der durch Wohlhabenheit und Landbesitz einflußreichste Stand, der städtische Adel der Patricier, durch welche ausschließlich die städtischen Angelegenheiten verwaltet, aus denen der „Rath der Stadt“ gewählt wurde. Diese Kaufherren und Patriciergeschlechter gehörten häufig ursprünglich dem benachbarten Landadel an, hatten meist Güter in der Umgegend und bewohnten gemeinlich den schönsten Theil der Stadt, häufig deshalb „Herrenmarkt“ oder „Herrenstraße“ genannt. An diesen schlossen sich die Stadttheile und Straßen an, die von den verschiedenen Handwerkern bewohnt wurden und die meist danach ihre Namen erhielten, wie „Schmiedgasse“, „Webergasse“, „Bäckergasse“ u. s. f.

Als nun im 12ten und 13ten Jahrhundert unter dem mächtigen Scepter der Hohenstaufen das Reich mehr und mehr erstarbte, wuchsen die deutschen wie die italienischen Städte zu immer größeren Gemeinwesen an. War dies für die herrschenden Patricier-Geschlechter ein augenscheinlicher Vortheil, so befand sich die arbeitende Mehrheit, der Handwerkerstand, der so zu sagen von der Hand in den Mund lebte, vielfach neuen Verhältnissen gegenüber, die seinen Erwerb unsicher machten und ohne sein Zutun willkürlich beeinflussten. Genügte doch für die zunehmende Zahl der Handwerker der Absatz in Stadt und Umgegend allein nicht, sie wurden mehr und mehr von dem Handel nach auswärts, von größeren Kaufherren abhängig. Die für sie so gewichtige Entscheidung, ob Krieg ob Frieden, stand dem Rathe allein zu, in dem sie keine Stimme besaßen.

So kam es denn um die Mitte des 14ten Jahrhunderts überall zu jenen gewaltigen Aufständen im Schooße der städtischen Gemeinwesen, welche ihrer bald darauf folgenden Blüthezeit und der Entwicklung des bürgerlichen Selbstbewußtseins schließlich so außerordentlich förderlich gewesen sind. Allenthalben zeigt sich in den deutschen wie in den eng mit ihnen verbundenen oberitalienischen Städten dieselbe Bewegung, derselbe natürliche Wunsch der arbeitenden Mehrheit der Bevölkerungen nach Unabhängigkeit und Theilnahme an der städtischen Verwaltung. War auch der Sieg im einzelnen Falle zweifelhaft, so war doch die fast durchgängige Folge, daß die Wünsche und Absichten der Bürger und Handwerker auf ihr berechtigtes Maas zurückgeführt wurden; sie bekamen Sitz und Stimme im Rath, vor allem aber erhielten die einzelnen Handwerke das Recht, sich in Genossenschaften, „Zünften“, zu vereinigen, um ihre eigenen Angelegenheiten nach selbstgegebenen Zunftregeln und Gesetzen zu ordnen.

Auf diese Weise ward fast allenthalben der Friede geschlossen, und es begann nun jene bienenartige Geschäftigkeit und gesunde gleichmäßige Anspannung der gemeinsamen Kräfte zu friedlicher Arbeit, welche in den deutschen, flandrischen und oberitalienischen Städten jene Höhe des Kunst- und Gewerbefleißes entwickelte, die uns heut so wunderbar, so staunenswerth erscheint. —

In Nürnberg kam es am 4ten Juni 1348 zum Aufstand. Die Patricier und Rathsherren wurden in der Nacht vertrieben; aber obgleich die aufständischen Bürger nun Herren der Stadt waren, besaßen die vertriebenen Patriciergeschlechter schon durch ihren Reichthum nicht geringe Macht und standen bei Kaiser und Reich schon damals in hoher Gunst

und Ansehen; lag doch Nürnberg an der bedeutenden Handelsstraße, die das adriatische Meer mit der Nordsee, die Venedig und Mailand mit den reichen niederrheinischen und flandrischen Städten verband; auf ihr bewegte sich vor Entdeckung des Seeweges nach Ostindien der indisch-orientalische Handel, allenthalben Wohlstand und Reichthum verbreitend. So stand die Stadt als der gewerbreichste und größte Handelsplatz Mittel- und Süddeutschlands unter der wachsenden Gunst der Kaiser, die hier gern und oft ihr Hoflager aufschlugen. Unschwer gelang es denn auch den vertriebenen Geschlechtern, bei Kaiser Karl IV. Gehör zu finden, und der Kaiser von seinen Kämpfen am Rhein um Reich und Krone zurückgekehrt, zog selbst mit einem Heere vor die Stadt, die Häupter der Aufständischen entflohen und die Vertriebenen kehrten unter dem kaiserlichen Schutze in ihre Vaterstadt zurück.

Nach der Wiederkehr von Ruhe und Ordnung begannen die friedlichen Bewegungen, denen die Stadt ihre jetzige Größe bis zum Stadtgraben verdankt. Der wiedereingesetzte Rath scheint Alles aufgegeben zu haben, um sich bei den Bürgern beliebt zu machen; nicht allein für die Erweiterung sondern auch für die Verschönerung der Stadt sorgte er in umfassendster Weise. So entstand die Frauenkirche, der „schöne Brunnen“ und der Chor der Sebaldkirche wurde aufgeführt, die Straßenpflasterung begonnen und viele andre Verschönerungsbauten in Angriff genommen. Die Bauart, in welcher zu dieser Zeit die Kirchen wie die Wohnhäuser aufgeführt und ausgeschmückt wurden, war eine sehr reiche, wir nennen sie mit Vorliebe die „altdeutsche“ (gothische). Da dieselbe noch heut vorzugsweis bei größern Neubauten in Nürnberg angewendet wird, so macht die Stadt im Außern einen sehr einheitlichen alterthümlichen Eindruck. Das treffendste, vollständigste Bild von der baulichen Erscheinung der Stadt erhalten wir durch unsre Abbildung des Hauptmarktplazes. Sie ist von den Fenstern des Hauses gezeichnet, wo einst Willibald Pirckheimer, der kaiserliche Rath und Beschützer der schönen Künste, der beste Freund Albrecht Dürer's, wohnte.

Der „schöne Brunnen“ inmitten des Bildes mit seinen zahllosen zierlichen Spitzen, dem reich durchbrochenen Maaswerk, den edlen Männergestalten in den Nischen — unter denen wir neben dem Helden der Kreuzzüge, Gottfried von Bouillon, die großen Frankenkönige Clodwig und Karl den Großen finden — macht einen entzückenden Eindruck. Kein Stein, keine Fläche ist aufzufinden, die nicht der kunstreiche Meister durchbildet, belebt und verschönt hätte; so

steht das Ganze als ein Wunder deutscher Bildhauerarbeit vor uns, Freude, Staunen und Bewunderung erweckend.

Den würdigsten Hintergrund für dies herrliche Kunstwerk bildet die breite, mit Zierrath bedeckte Giebelseite der schönen Frauenkirche mit ihren schimmernden Fenstern und den mit Bildwerk reich geschmück-

getreues Bild des innern werththätigen Lebens der Nürnberger, in seiner Frische, seinem Fleiß, seiner Emsigkeit an das Thun und Treiben der Bienen erinnernd.

Der Meister, der die vortreffliche Steinmearbeit des „schönen Brunnens“ und gleichzeitig auch die des Hauptportals der Frauenkirche fertigte, war



Der schöne Brunnen.

ten Eingängen. Das stattliche Patricierhaus rechts mit seinen spitzen, erkerartigen Giebeln und den treppenförmig aufsteigenden hohen Dachgiebeln zeigt uns Nürnberg so ganz und gar in seiner eigenartigen altdeutschen Erscheinung. Das stets lebendige Treiben des Kleinhandels auf diesem Platze in den zu Laubengängen vereinigten Buden giebt uns zugleich ein

Sebald Schonhofer; ihm reiht sich später würdig an der berühmte Nürnberger Bildhauer Adam Krafft, von dem die beiden Hauptkirchen der Stadt, die Lorenz- und die Sebaldkirche, so schöne Arbeiten aufzuweisen haben. Das sogenannte Sakramentshäuschen in letztgenannter Kirche, eine ähnliche reich durchbrochne spitze Pyramide von Stein wie der schöne

Brunnen, ist das beste Kunstwerk, welches wir von ihm besitzen.

Gleichwie in Stein, so arbeiteten in den Nürnberger Werkstätten derzeit auch vortreffliche Bildschnitzer in Holz, eine Kunst, in der Deutschland vor allen anderen Ländern den Vorrang behauptete; die zahlreichen Altarschreine und Chorstühle der älteren Kirchen legen dafür ein beredtes Zeugniß ab. Der berühmteste Nürnberger Meister in Holzbildhauerarbeit war Veit Stoss, sein bedeutendstes bekanntes Werk der sogenannte „englische Grub“, die Jungfrau Maria und der Engel der Verkündung in Lebensgröße, in der schon erwähnten Lorenzkirche.



Dürers Wohnhaus.

Dauerhafter als Stein und Holz ist Erz; in unvergleichlicher Ursprünglichkeit und Reinheit erhalten sich Bildwerke dieser Art. Die Nürnberger Erzgußarbeiten jener Zeit zählen weitans zu den besten; das Grabdenkmal des Sankt Sebald in der Sebalduskirche bleibt das unübertroffene Meisterwerk dieser Kunst. Der treffliche Schöpfer desselben Peter Vischer*) hat uns in einer Nische des Sockels sein eignes Bildniß hinterlassen.

Eine feste gedrungne Gestalt, mit dem Schurzfell umgürtet, in der kunstfertigen Linken den Meißel, in der nervigen Rechten den Hammer, den Blick fest nach vorn, ein wenig aufwärts gerichtet, so stehet er vor uns — in seiner starren eisernen und doch so lebensvollen, so frischen Erscheinung ein muster-gültiges Vorbild damaligen deutschen Wesens, in dem Handwerk und Kunst unauflöslich verbunden erscheinen.

Von dem großen Zeitgenossen des Erzbildners

*) Siehe unser Initial.

Peter Vischer, dem bedeutendsten deutschen Maler Albrecht Dürer, birgt Nürnberg selbst nicht viel. Seine reiche Erfindungsgabe, seine lebendige Darstellung, wie er die Gemüthsbewegungen vom tiefsten Schmerz bis zur höchsten Glückseligkeit unübertrefflich wahr und einfach zur Erscheinung brachte, zeigen am besten seine vielverbreiteten Holzschnitte.*)

Den Arbeiten in Stein, Holz, Metall und den Werken der Maler reihen sich würdig an die Erzeugnisse der Goldschmiede und Glasmaler. Von den unübertrefflichen Arbeiten des Goldschmieds Wenzel Jamnitzer legt der prachtvolle Tafelaufsatz in der Sammlung deutscher Alterthümer in Nürnberg das beste Zeugniß ab. Von der hohen Blüthe der Glasmalerei geben uns ein Bild die Fenster der Lorenzkirche, von denen das schönste dem Meister Veit Hirschvogel zugeschrieben wird.

Beschäftigte der fromme Sinn der reichen Stadt diese Männer vorzugsweis gern mit kirchlichen Werken, deren die Lorenz- und die Sebaldkirche noch so viele bewahren, so wurde die Ausschmückung der Wohnhäuser darum nicht vernachlässigt. Die alten reichen Patriciergeschlechter liebten ihre Häuser, welche Jahrhunderte hindurch, einzelne bis auf den heutigen Tag, in derselben Familie geblieben sind. An einem so häufigen Wechsel der Wohnung, an einem so unruhigen Leben, wie heut, hätte der beständige Sinn unsrer Vorfahren wohl kaum Gefallen gefunden. Man verwendete darum auf die kunstreiche Ausschmückung des Hauses, seines Außern wie Innern, allen Fleiß, und sparte dabei weder Zeit noch Geld. Von dem äußern Schmuck der Nürnberger Häuser fallen uns als besonders hübsch und eigenthümlich die zahlreich vorspringenden Erker, „Chörlein“ genannt, auf, von denen man so nett die Straße hinabsehen, das Leben und Treiben auf ihr beobachten kann. Die Häuser sind meist hoch, am häufigsten 4 stöckig mit spitzgiebligem großem Dachgeschoß, welches als Waarenlagerraum diente. Im dem vom Hause eingeschlossenen Hofe laufen meist an den einzelnen Stockwerken Gänge mit steinernen Brustwehren ringsherum zur Verbindung der Innenräume. Sie zeigen vielfach schöne Steinmetzarbeit, ebenso die Treppenaufgänge. In den Gemächern findet man hie und da noch prächtige

*) Unter diesen sind vorzüglich 20 Blätter, die das Leben der Maria schildern, zu erwähnen; abgesehen von ihrem kirchlichen Inhalt führen sie uns zugleich in das gemüthlich geschäftige Thun und Treiben des bürgerlichen Lebens der damaligen Zeit. Mögen uns auch die eckigen Formen der alten Darstellungsweise zuerst befremden, so gewinnen wir doch bei öfterem Anschauen den reichen Inhalt doppelt lieb; das absprechende Urtheil weicht aufrichtiger Zuneigung und Verehrung.

Holzvertäfelungen an Decken und Wänden und vor-
trefflich gearbeitete Schränke, die den Beweis liefern,
auf welcher hoher Stufe das Tischlerhandwerk damals
gestanden. Auf den neuerdings veranstalteten großen
Kunstgewerbeausstellungen nehmen die berartigen
Nürnberger Arbeiten meist den ersten Platz ein.^{*)}

Aber nicht nur für große, auch für kleine Leute
bauten die Nürnberger schon frühzeitig Häuser. In der
Sammlung deutscher Alterthümer daselbst finden wir
entzückende, 3 Stock hohe Puppenhäuser, mit Keller,
Küche, Wohnstube, Schlafgemach, Kinderstube, Trep-
penhaus und allem Hausrath, allen erdenklichen Be-
quemlichkeiten versehen; — und die Puppenherren
und Puppenfrauen darin sind schon weit über 200
Jahre alt, sie tragen Keisfröcke und mächtige altmodische
Halskrausen.



Der Henkersthum.

Dergleichen kleine Arbeiten und die mannich-
faltigsten Schmucksachen und Spielereien wurden von
Alters her unter dem Namen „Nürnberger Land“
von hier aus in alle Welt verschickt.

Vor allem aber müssen wir noch des berühm-
testen Dichters seiner Zeit, des Meistersängers Hans
Sachs gedenken. Er war seines Zeichens ein Schuh-
macher und der Sohn eines Schneiders. In seiner
heiteren und derben, ungeschminkten echt volkstümlichen
Weise schildert er seine Zeit und deckt ihre Schwächen
unnachsichtlich auf; doch das Bild dieses trefflichen
Volksdichters, auf den Goethe zuerst wieder nachdrücklich
hingewiesen hat, gedenken wir unsern Lesern dem-
nächst in eingehenderer Darstellung vorzuführen.

Noch viel bliebe zu erzählen von Nürnberg's
späterer Geschichte, seinen festen Ringmauern und
Thürmen, seinen Gefängnissen und Folterinstrumen-

^{*)} Ganz besonders zeichnen sich auch die meist grün oder
bunt glasierten dortigen alten Tassen aus; sie weisen einen
Reichtum der Muster und Verzierungen auf, einen Geschmack
in Form und Farbe, der uns höchst erfreulich berührt im
Gegensatz zu unsern weißen nüchternen glatten Porzellanösen.

ten, seinem Henkerthurm, wo die Verurtheilten den
Tag ihrer Hinrichtung erwarteten, alles Dinge, die
in der Zeit der Herrschaft der Jesuiten und der
darauf folgenden Schreckenszeit des dreißigjährigen
Krieges eine so furchtbare, grauenvolle Rolle spielten.
Doch würde dieser Bericht das Bild der Stadt, wie
es die vorangehenden Jahrhunderte uns so schön ge-
stalteten, nur trüben. Führt sie uns doch so ein-
dringlich, so beredt jene Zeit vor Augen, in welcher
der Wohlstand und der Ruhm des Reiches sich be-
sonders auf fleißiger, kunstfertiger Hände Arbeit,
auf die Blüthe von Handwerk und Kunst stützte.



Das Bratwurstglöcklein.

Schließlich empfiehlt es sich, für die, welche Lust
haben die alte liebe deutsche Stadt durch eignen
Besuch kennen zu lernen, hinzu zu fügen, daß nach
der Durchwanderung der Stadt manch gastlich Wirths-
haus mit dem auch anderwärts wohlbekanntem Nürn-
berger Bier ganz geeignet ist, nach geistiger An-
strengung auch den leiblichen Ansprüchen zu ihrem
Recht zu verhelfen. Das gemüthlichste kleine Kneip-
chen, in welcher der Sage nach schon Albrecht Dürer
und manch anderer berühmte und biedre Nürnberger
nach des Tages Last und Hitze sich göttlich gethan
haben soll, ist das sogenannte „Bratwurstglöcklein“
oder das „blaue Glöckle“ am Albrecht-Dürer-Platz.

Da es besonders empfehlenswerth ist durch sein
vortreffliches Bier und seine saftigen Rostwürstchen
(mit Sauerkraut), nach denen es benannt ist, so dürfte
es nicht unrecht erscheinen, durch eine Abbildung
desselben unsre Schilderung zu beschließen.

Langobardische Geschichten.

Von

Ferdinand Bähler.

Original-Zeichnung von Ludwig Burger.

III. Grimoald.

1. Wie der junge Grimoald den Aaren entran.

Ihr erinnert euch wohl aus der Geschichte Alboins noch jenes wilden Aaren-Volkes, mit welchem dieser zur Zeit, als er mit seinen Langobarden noch in Pannonien haufete, Bundesgenossenschaft machte und durch ihre Hilfe die Gepiden fast zu Grunde richtete. Er hat weder gut noch klug daran gehandelt, daß er mit den Fremden gegen einen deutschen Bruderstamm zusammenhielt; und wie die Sünden der Väter heim-

geschlossen sie, alle großjährigen Langobarden zu tödten, die Weiber und Kinder aber unter sich zu vertheilen.

Nun befanden sich unter diesem unglücklichen Haufen auch die Söhne des Herzogs von Friaul, der bei der Vertheidigung des Vaterlandes ein rühmliches Ende gefunden hatte, Taso, Rako, Rodoald und Grimoald.

Als die drei älteren Brüder den bösen Anschlag der Aaren inne wurden, bestiegen sie eilends ihre Pferde, um ihr Heil in der Flucht zu suchen. Sie waren zweifelhaft, was sie mit ihrem jüngsten



gesucht werden an den Kindern, so haben auch die Langobarden unter Alboins Nachfolgern durch die Feindseligkeiten eben dieser Aaren, mit denen sie vordem ein unnatürlich Bündniß gehabt, unsäglich viel Unheil erleiden müssen.

Bei einem ihrer häufigen Raubzüge in das langobardische Gebiet hatten die Aaren die Stadt Forojuli in Friaul erobert, ausgeplündert und in Brand gesteckt. Die Einwohner schleppten sie in die Gefangenschaft mit fort, wobei sie ihnen vorspiegelten: Wir werden euch Niederlassungen geben in Pannonien, wo einst eure Väter heimisch gewesen sind.

Als sie aber auf ihrem Heimzuge auf dem sogenannten heiligen Felde angekommen waren, be-

grüßten sie ihn im Glend zurückzulassen, und wiederum trugen sie Bedenken, ihn mit sich zu nehmen: da er noch zu jung sei, um sich auf einem Rosse im vollen Laufe halten zu können, so werde er ihre Flucht nur aufhalten und sie alle mit ins Verderben ziehn.

Da sagte einer der Brüder: Es ist besser, er stirbt von unserer Hand, als daß wir ihn im Boche der Knechtschaft zurücklassen. Wie er aber seinen Speer erhob, um den Knaben zu durchbohren, brach dieser in Thränen aus und rief: Ach, thut mir nichts zu Leide, nein, nehmt mich mit; ihr sollt sehen, ich kann mich auf dem Rosse halten.

Von Mitleid bewegt, senkte der Bruder die Waffe,

ergriff den Knaben am Arm und hob ihn auf den glatten Rücken des Pferdes, indem er ihn ermahnte, sich ja darauf festzuhalten, so sehr er nur immer könne. Grimoald ergriff beherzt die Zügel und ritt seinen davon eilenden Brüdern nach.

Aber leider waren die Awaren ihre Flucht nur zu früh inne geworden, warfen sich auf ihre Klepper und jagten ihnen hitzig nach. Zwar die drei älteren Brüder vermochten sie nicht mehr einzuholen, der jüngste aber, der, wie sich erwarten ließ, nicht so schnell mit davon konnte, wurde von einem der Barbaren ergriffen. Als dieser aber das zarte Alter seines Gefangenen gewährte, konnte er es nicht über das Herz bringen ihn zu tödten, sondern zog es vor ihn mit sich zu nehmen, um ihn als Sklaven zu behalten. Er kehrte also, indem er Grimoalds Roß am Zügel führte, nach dem Lager um, hocherfreut über seine edle Beute, denn es war ein Knabe von ungemeiner Schönheit, glänzenden Augen und hellem langem Lockenhaar.

Grimoald aber, voll Schmerz und Schaam, gefangen so dahin geschleppt zu werden, bewegte einen großen Gedanken in seiner kleinen Brust. Unversehens riß er das kleine Schwert, welches seinem Alter angemessen, mehr zum Spiele als zur Waffe ihm gegeben schien, aus der Scheide und schlug damit den Awaren mit aller Macht auf den Kopf, und der Hieb ging durch den Schädel bis ins Gehirn, so daß der Getroffene alsbald vom Pferde fiel. Der Knabe aber wandte sein Roß um und sprengte schnell davon, bis er seine Brüder wieder eingeholt hatte und sie höchlich mit seinem Anblicke und noch mehr durch seine Erzählung, wie es ihm ergangen war und wie er vom Feinde sich wieder losgemacht, erfreute.

2. Wie es den vier Gebrüdern weiter ergangen ist.

Da der Vater dieser heldenhaften Jünglinge, wie bereits gemeldet, im Kriege gefallen war, so übernahmen seine beiden älteren Söhne Taso und Rako das Herzogthum. Sie fanden aber nicht lange darnach durch welche Tücke ein trauriges, wiewohl nicht ruhmloses Ende.

Es hatte nämlich der römische Statthalter Namens Gregorius sich gegen Taso erboten, ihn an Sohnes Statt anzunehmen oder, wie man zu sagen pflegte, ihm den Bart abzuschneiden. Um diesen Ausdruck zu verstehen, muß man wissen, daß der Bart als Zeichen des freien mündigen Mannes galt. Wer den Bart sich durch einen Anderen abschneiden

ließ, übergab sich dadurch gleichsam der väterlichen Gewalt des Abschneidenden und wurde von diesem an Sohnes Statt angenommen.

Nachdem nun Gregorius sich dazu eidlich verpflichtet hatte, begaben sich Taso und Rako nichts Arges ahnend mit einer auserlesenen Schaar von Jünglingen in feierlichem Zuge zu Gregorius in die Stadt Opitergium, welche heutiges Tages Oderzo heißt und bei Treviso gelegen ist.

Kaum aber waren sie mit ihrem Gefolge hinein, als die Thore der Stadt geschlossen wurden und Bewaffnete von allen Seiten sie anfielen.

Als die beiden Brüder inne wurden, wie es gemeint war, drückten sie sich zum Abschied noch einmal die Hände, dann rüsteten sich alle zum Streit und zerstreuten sich durch die Gassen der Stadt hierhin und dorthin, indem sie Alles, was ihnen in den Weg kam, niedermachten, bis sie endlich selbst, nachdem sie ein großes Blutbad unter den Römern angerichtet, den Tod fanden.

Der meineidige Statthalter ließ sich hierauf Taso's Kopf bringen und schnitt ihm den Bart ab. Und damit, meinte der Schändliche, habe er gehalten, was er dem Taso zugeschworen hatte.

Da die beiden jüngsten, welche von den vier Gebrüdern nun noch übrig waren, Radoald und Grimoald, noch zu jung erschienen, um die Regierung übernehmen zu können, so wurde Grafulf, ihr Oheim, zum Herzoge von Friaul ernannt. Jene aber, erbittert über diese Zurücksetzung, gaben ihr Vaterland daran, bestiegen ein Schiff und kamen nach Benevent.

Dort waltete der Herzog Arichis, welcher einst ihr Erzieher gewesen war. Dieser nahm denn auch die beiden vater- und heimathlosen ganz lieblich auf und hielt sie fortan wie seine Söhne. Täglich erfreute er sich mehr und mehr der Tüchtigkeit, zu welcher er seine Zöglinge emporgewachsen sah, und als er hochbetagt sich anschiede das Zeitliche zu segnen, empfahl er den um ihn versammelten Langobarden, diese beiden, gleich als wären sie seine eigenen Söhne, werth zu halten; sie selber aber bat er mit väterlichem Ernst, seinem leiblichen Sohne Ajo, welcher schwach von Verstande war, treue Berater und Helfer in der Verwaltung des Herzogthums zu sein. Dieses gelobten sie ihm von Herzen und haben es auch redlich gehalten. Als aber Ajo wenige Jahre darnach im Kriege gegen die Slaven gefallen war, folgte ihm erst Radoald, darnach Grimoald in der Herrschaft über die Samniter.

Kündigung.

Von Julius Lohmeyer.

Zu Zeichnungen von E. Haffe.



Parbleu! da sieh nur hin, Camilla,
Ruft ganz entsetzt der Herr von Staar,
„In unsrer hübschen Sommervilla
Haust jetzt ein freches Späzenpaar.“

„Naus aus dem Haus da, Bettelbube!
Ich bin der Wirth, mein ist das Haus!“
Camilla seufzt: „Wie sieht die Stube,
Fi done! und die Veranda aus!“

Nun ging es los, die Federn stoben,
Laut tönt der Kämpfer wild Geschrei.
Die Späzin schimpft herab vom Koben,
Die ganze Sippschaft fliegt herbei.

Berzauft von immer heft'gern Hieben,
Räumt endlich unser Spaz den Platz,
Und spricht gefaßt zu seiner Lieben:
„Als Klügster gab ich nach, mein Schatz.“



„Was,“ piept der Spaz, aus seinem runden
Guckfensterlein, „was wollt ihr hier?
Landstreicher seid ihr, Bagabunden,
Gleich packt ihr euch von unsrer Thür!“

„Von eurer Thür, ihr Nesterdiebe?“
Bersezt der Staar d'rauf, und in Wuth
Dem Miether ein paar Schnabelhiebe;
Doch Meister Späglein wehrt sich gut.

„Noch weiß ich ein'ge Schwalbennester,“
Spricht drauf die Späzin zum Gemahl,
„Drum tröste dich. Und dann, mein Vester,
Es ist ja nicht das erste Mal.““

Camilla aber mit Entsetzen
Ruft: „Ganz verwohnt ist uns das Haus!
Sieh dieses Bettzeug, diese Federn!“
Und gründlich räumt die Stäärin aus.

Spaziergang im Vorfrühling.

Von

Gustav Jaeger.

Initial von Fedor Klinger.



er „Schneefresser,“ so nennt man mancher Orten den warmen Südwestwind, war durchs Land gezogen, dann hatte ein paar Tage lang eine warme Märzsonne geschienen, und jetzt wehte ein trockener Nordost, der schon da und dort den Schmutz der Straße in Staub zu verwandeln drohte.

„Wenn der Schnee fort sei und der Boden im Walde etwas abgetrocknet,“ hatte der Professor versprochen, wolle er wieder mit den Knaben durch Feld und Flur wandern, und jetzt war diese Zeit gekommen.

„Heute müssen wir jedenfalls hinaus“, rief er, „sonst kommen wir um die Kienraupen. Wenn das Wetter noch ein paar Tage so fort macht, steigen sie in die Kronen der Bäume und dann haben wir das Nachsehen.“

Ein Föhrenwald war das Ziel des Ausflugs, und als sie ihn in Sicht bekamen, deutete der Professor hinüber:

„Betrachtet euch einmal die großen, einzeln stehenden Traufbäume und vergleicht sie mit denen da weiter hinten, seht ihr keinen Unterschied?“

Das war für die Knaben etwas zu viel gefragt.

„Nun, die Traufbäume sehen doch aus, als hätte man ihre Krone oben mit der Hagscheere rund zugeschnitten, während die der anderen einen gezackten, ge-

gliederten und zerfaserten Umriss hat; und das ist in der That so, die ersteren sind zugeschnitten und zwar von einem Käfer, den man deshalb den „Waldgärtner“ nennt. Die Thiere höhlen die Gipfeltriebe aus, so daß sie vom Wind abgebrochen und heruntergeworfen werden, und wenn das fort und fort sich wiederholt, dann geht es wie bei einem Hag, an welchem der Gärtner mit der Scheere die aufschießenden Zweige abschneidet: es entwickeln sich zahlreiche kleinere Seitentriebe und die Krone bildet eine dichte kuppelförmige Fläche.“

Wie sie nun an die Traufbäume kamen, lag der Boden denn auch ganz voll von solchen fingerlangen Zweigenden verschiedener Jahrgänge, die alle ausgehöhlt waren, und der Professor zeigte den Knaben die schwarzbraunen oder schwarzen walzigen, kaum reiserngroßen Käfer, die sich zur Ueberwinterung am Fuße des Stammes Löcher in die Rinde genagt hatten. Es gab da Stellen, die mit frischen und alten Löchern so dicht besetzt waren, als hätte man aus nächster Nähe einen Schrottschuß auf sie abgefeuert. Bei der Gelegenheit bekamen die Knaben auch noch manches andere zu sehen. Beim Abheben der halb losen Rindenschuppen traf man allerlei Thiere, die hier Schutz vor der Unbill des Winters gesucht und gefunden hatten. In ganzen Gesellschaften saßen da zimmetbraune, flachgedrückte Wanzen, etwa so lang wie der Nagel eines kleinen Fingers; an andern Stellen waren Häufchen von kleineren flinken, an vier lichten Flügelflecken erkenntlichen Laufkäfern oder von ähnlichen aber größeren schwarzen Laufkäferarten; wieder wo anders sah man eine ganze Menge von weißseidenen erbsengroßen Gespinnstfäden, in denen je eine seidigglänzende braune Spinne saß. Auch ein paar der schädlichen Apfelblüthenstecher, ein Rüsselkäferchen von Reiserngröße mit einer schrägen lichten Binde auf dem Rücken hatten sich von den nahen Obstgärten hierher gestücht.

„Seht einmal hier die niedlichen Ameischen!“ —

„Wo denn?“ — „Ja, Nagel, du mußt genauer hinsehen, denn sie sind kaum größer als die Flöhe. Wie sie glänzen, die schlanken, gelbbraunen Lärchen mit ihrem sattbraunen Hinterleibsbande! und die flachen breiten mit Wurmmehl gefüllten Gänge sind ihre Nester, die sie sich gegraben haben. Sie tragen die Schuld, daß die Rinde sich so stark abblättert.

Alle die Rindenschuppen, die da umherliegen, zeigen auf ihrer Rückseite die Spuren ihrer Gänge, und fast alle Schuppen, die man so leicht vom Stamm ablösen kann, ebenfalls."

"Wie heißt denn die Ameise?" fragte der Max.

"Du heißest sie Rindenameise und der Lateiner da, der Franz, soll es einmal probiren, ob er sich den lateinischen Namen merken kann: *Leptothorax unifasciatum*."

Der machte aber doch noch ein so dummes Gesicht dazu, daß der Professor darauf verzichtete, ihm den Namen zu erklären.

Sie wollten eben weiter gehen, da zeigte der Franz auf eine Stelle am Baum und meinte, hier müsse auch etwas genagt haben, aber etwas anderes als die Rindenameisen.

"Du hast Recht. Diese tiefen runden, engverzweigten Gänge, an denen man hier noch Reste von Querschnitten sieht, durch welche die Gänge in einzelne Zellen getheilt waren, rühren von einer Bienenart her, die hier ihre Brut erzogen hat. Nach ihr wollen wir einmal im Sommer sehen, denn jetzt ist sie nicht zu Hause."

Nun ging's weiter in den Wald hinein, wo er dichter war, das Nadelholz mehr und mehr verschwand und statt dessen eine weiße, dichte Moosstrecke den Waldboden weithin gleichmäßig bekleidete. Der Professor kniete nieder und fing an, vom Stamme aus die Moosbede aufzuheben, die sich leicht in großen Flecken abziehen ließ.

"Jetzt will ich sehen, wer von euch die erste Kienraupe erblickt. — Aber halt! nicht so drauf fahren, denn man sieht nicht mit den Händen, sondern mit den Augen!"

Die Knaben sahen aber nichts und der Professor mußte sie ihnen erst zeigen. In einer niedlichen, ausgeglätteten Höhlung von der Größe einer starken Nußschale, die in dem niedrigen Geniste ausgebreitet war, lag zusammengerollt eine langhaarige graue, schwärzlich und bräunlich gezeichnete Raupe mit ein paar schönen blausammetnen Nackenflecken und schlief. Ihre Farbe stimmte so gut zu der aller der Pflanzenreste, die hier zu einer Bodenbede zusammengefeget waren, daß sie trotz ihrer Größe gar nicht leicht zu sehen war.

"Das sind die schädlichen Kienraupen. In ein paar Tagen steigen sie in die Krone der Föhren, und wo es ihrer viele gibt, entarten sie den Wald oft so empfindlich, daß die Bäume entweder sofort absterben oder als kränklich den Borkenkäfern zum Opfer fallen. Die Raupe wird fast fingerlang und fingerdick und giebt einen schönen braunen Schmetter-

ling, die Fichtenglucke. Wenn wir noch mehr davon bekommen, so gebe ich euch auch einige."

Es hatte auch nicht lange angestanden, da war ein ganzes Dutzend gefunden und noch einiges Andere dazu. An einigen Puppen des Fichtenschwärmers hatten die Knaben die größte Freude. Glatt, dunkel kastanienbraun, glänzend und mit Thaupearlen besprenkt, so groß wie ein ordentlicher Dattelfern lagen sie frei da und schlugen mit dem Hinterleib hin und her, wenn man sie anrührte. Auch mehrere der viel kleineren Puppen des Fichtenspanners wurden erbeutet, und die Knaben hatten namentlich deshalb eine solche Freude an den Puppen, weil sie meinten, da habe man jetzt die Mühe des Fütterns erspart. Der Professor sagte ihnen aber, daß das Ding mit den Puppen doch nicht so ganz einfach sei.

Zuerst machte er sie darauf aufmerksam, daß sie jetzt, wo sie die Puppen in der Tasche haben, nicht mehr so toll herumspringen dürfen wie zuvor, weil die Puppen das Rütteln nicht vertragen können, während den Raupen das ganz gleichgültig sei.

"Zu Hause," fuhr der Professor fort, "muß das Erste sein, daß die Puppe in die gleiche Lage gebracht wird, die sie im Freien gehabt hat."

Also eure Fichtenschwärmerpuppen sollen auf Fichtenborke liegen und mit Moos bedeckt sein. Puppen, die im Freien an Zweigen oder Blättern hängen, dürfen dagegen nicht gelegt werden, sondern haben im Puppenkasten auch so zu hängen. Wer das unterläßt, bekommt entweder gar nichts oder einen Krüppel. Das Zweite und Schwierigste ist, den Puppen die nöthige Luft und Feuchtigkeit zu geben. Hält man sie zu trocken, so verdorren sie, liegen sie zu feucht, so werden sie faul, und wenn sie nicht Luft genug haben, verschimmeln sie."

Der Franz fing nun schon an, seine Puppen, über die er sich so gefreut, mit wehmüthigen Blicken zu betrachten.

"Nun ihr könnt sie einstweilen in meinen Puppenkasten legen, bis einer für euch gemacht ist, und da ist noch Zeit dazu, denn vor Mai schlüpfen sie nicht aus."

"Wer macht uns denn einen Puppenkasten?" meinte Franz.

"Fragt eure Eltern zuerst um Erlaubniß, dann will ich euch die Sache besorgen. Zunächst wollen wir uns alle hier noch ein bißchen umsehen, was alles da unter der Moosbede steckt."

Das war nun allerlei. Das Spaßhafteste waren die schlafenden Brummhummeln: sie lagen in einem ähnlichen runden Nestchen wie die Kienraupen, und

zwar meist auf der Seite. Waren sie entblößt, so machten sie so drollige Bewegungen, als wollten sie sich den Schlaf aus den Augen wischen, und die Knaben mußten mehrmals darüber lachen. Vor den großen schlanken Schlupfwespen, von denen man schwarzgelbe, schwarzweiße und schwarzrothe fand, fürchteten sich die Knaben anfangs, griffen aber bald nach den hübschen Dingern, als sie sahen, daß der Professor nicht gestochen wurde.

Auch Käfer gabs nicht wenige. Um den schmalen, kleinen, stinken Kurzdeckflügler kümmerte sich freilich nur der Professor, aber der Franz fing einen großen, prächtig blauen Laufkäfer und der Max brachte einen glänzend schwarzen eisförmigen Käfer von der Größe eines Fingernagels daher, von dem der Professor sagte, daß es der schädliche Rübenaschkäfer sei, dessen schwarze, asfelartige Larve die Pflanzen der Zuckerrübe zerfresse. Einen glattpolirten erzfarbigen Käfer von der Form und Größe eines Gurkenkerns, nur etwas breiter und dicker, erklärte der Professor für einen Wasserkäfer, von denen manche Arten unter dem Waldmoos überwintern, und so wanderte noch manches in die Sammelgläser, bis endlich Feierabend gemacht und der Heimweg angetreten wurde.

Mit dem Puppenkasten kam die Sache ins Reine und nach vierzehn Tagen war er fertig. Aus kleinen, fingerdicken Brettchen war ein Kästchen gemacht worden, etwa zwei Handbreit hoch und ebenso breit und so lang wie von der Fingerspitze bis zum Ellbogen. Alle vier Seitenwände hatten unterhalb der

Mitte fast der ganzen Länge nach einen stark daumenbreiten Schlitz, der durch aufgeleimten Flor verschlossen war. Der Deckel, der auf der einen Langseite mit zwei Scharnieren obenauf befestigt war und an der andern Langseite zwei Schließhächchen hatte, bildete einen mit Flor bespannten Rahmen. Deffnete man den Deckel, so sah man einen zweiten, mit lockerem Zeug bespannten Rahmen, der etwa vier Finger vom Boden entfernt auf ein paar hölzernen Böckchen ruhte und den Raum des Kastens in eine obere und untere Hälfte schied. Diesen Rahmen konnte man heraus nehmen. Und das that der Professor.

„Hier unten hinein stellt ihr zwei flache Geschirre, die stets mit Wasser gefüllt sein müssen, dann setzt ihr den Rahmen ein, legt auf letzteren eure Puppen und über diese euren Moosflecken, den man bei trockener Witterung alle Tage anfeuchtet. Andere Puppen, die aufgehangen werden müssen, befestigt man mit Nadel und Faden auf die Unterseite des Flor's, mit dem der Deckel bespannt ist. Alle paar Tage hebt man den mittleren Rahmen sorgfältig heraus und füllt die Wassergeschirre wieder an. So jezt nehmt den Kasten zu Hause und macht eure Sache vernünftig, nehmt namentlich die Puppen nicht alle Augenblicke in die Finger, denn das können sie nicht vertragen.“

Nun gings im Halloh mit dem Kasten davon und ums Haar wären sie mit demselben die Treppe hinuntergefallen.

Räthselgedicht.

Von

Wilhelm Fischer.



in bunter Vogel wunderbar,
Wie kann er die Schwingen entfalten!
Purpurn und golden, und licht und klar,
Von keiner Hand zu halten,
So glänzt und funkelt in Zauberpracht
Sein herrlich Gefieder sogar bei Nacht.

In festem Käfig wohlverwahrt,
Singt er die lieblichste Weise,
Wenn wir um den häuslichen Heerd geschaart,
Verlangen nach Trank und Speise,
Hilft treu bei der Arbeit, niemals matt;
Der beste Gesell ist der Nimmerfatt.

Dhn' ihn vergehn wir, doch, reißt er sich los,
So steigt mit dem Hunger die Stärke;
Er wächst urschnell, wird furchtbar groß,
Frisht uns und unsre Werke;
Zu guter Letzt, nach der Zeiten Lauf,
Frisht er die ganze Erde auf.

Wie winzig dagegen ist das Ei,
Aus dem solch ein Riese entstanden!
In jedem Haus sind nicht zwei oder drei,
Nein, hunderte wohl vorhanden;
Oft trägt du selbst sie mit dir umher,
Sie fürchten die Kälte nicht so sehr,
Ein Wassertropflein desto mehr.

Der „Tollfack“ aus dem Riesengebirge.

Von

C. Westd.

Mit einem Initial von H. Heubner.



elsten ist der Palmsonntag im Gebirge auch ein Frühlingstag. Zwar gucken die Käggchen meist schon aus den Weiden hervor — sie mögen sich aber tüchtig sputen, daß sie zur rechten Zeit erscheinen, um die Ehre zu genießen an dem erwähnten Sonntage für Palmen zu gelten —; aber im Uebrigen sieht es meist noch recht winterlich in Flur und Feld aus.

Was kümmert es auch den Herrn des Gebirges — welchen man nur ganz im Stillen „Rübezahl“ nennen darf, wosern man nicht für den Spottnamen sich seiner Rache aussetzen will — was kümmert es ihn, ob die Wiesen bereits grünen und die Knospen ihre Hüllen sprengen, wenn er übel gelaunt ist? In solchem Falle kommt es ihm auf ein paar tüchtige Lasten Schnee nicht an, die er recht schadenfroh oft unter Sturmgebraus über die Gegend ausschüttet.

Wenn aber der Frühling gegen Ostern hin bereits da ist und der alte, verwitterte Herr des Gebirges sich selbst frühlingsartig gelaunt fühlt, giebt es kaum etwas Schöneres als das weite, grünende und blühende Thal mit den leuchtenden, frisch aufgeputzten Ortshäusern, die sich bis in die dunkelbewaldeten Vorberge hinziehen, während die Gipfel der Bergriesen noch im sonnenbeglänzten Schneemantel funkeln. Auf allen Straßen und Wegen, auf allen Felbrainen und Fußsteigen, die nach dem Badeort Warmbrunn führen, wimmelt es zu solchen Zeiten von Landleuten, und unter ihnen ist die liebe Jugend besonders zahlreich vertreten, vom Kleinen an, das zwischen den Eltern einhertrippelt, bis zum großen Jungen, der an Wochentagen schon seine Karre mit „Bündelholz“ zum Verkauf bringt.

Da steigen sie herab aus den einsamen Gebirgsbauden, aus den hochgelegenen, zerstreuten Häusergruppen und jenen armen, in den Schluchten aufsteigenden Dörfern, wo der Ackerbau nicht mehr lohnt, sondern nur der Wald eine large Nahrungsquelle giebt, und kommen aus den großen, stattlichen

Ortschaften, wo im Sommer der Fremdenverkehr reichlichen Absatz für jedes Product und guten Lohn für jeden Dienst bietet.

Alles, Alles wandert oder fährt nach dem „Warmbade zum Tollfackmarkt.“ Wer hat schon einen Tollfack gesehen am Elb- und Weser-, am Rhein- und Donauufer?

Auch von den Fremden, die ihre Sommerfrische im Riesengebirge halten, wird schwerlich Jemand einen dergleichen erblickt haben, denn wenn die Sommergäste da sind, ist ja der Palmsonntag längst vorüber.

Daher wollen wir nur gleich sagen, was das sonderbare Wort bedeutet und was man einen Tollfack nennt. Es ist ein Mann von Teig — ein Gebäck, das nach Tausenden zählt und mit dessen Bereitung die Bäcker schon am Anfange der vorhergehenden Woche beginnen.

Die geringste Sorte ist von gewöhnlichem Semmel- oder Weckenteig, und das Stück davon ist schon für wenige Pfennige zu haben: häßliche, drollige Gestalten, schief, krummbeinig, kurzhalbig, mit vertrockneten Armen und dicken Leibern.

Würden sie alle lebendig und wirtschafteten in stiller Mondscheinnacht an dem Rande silberglänzender Gebirgswiesen unter zerklüfteten Felsgruppen umher, oder kröchen im Walde zwischen Wurzelgeäst, Mooshügeln und Farnkräutern hindurch — es gäbe das ein hübsches Zwerg- und Gnomenvölkchen.

Aber wie im menschlichen Leben vom Kleinen bis zum Großen, vom Niedern bis zum Hohen so viele Zwischenstufen sind, daß wir das Fortschreiten von der einen zur andern kaum bemerken, so giebt es auch unter den Tollfäcken vielerlei Abstufungen, von der beschriebenen geringsten Sorte an bis zum Kuchen- teigmann mit buntem Zuckerguß.

Ein Unterschied aber bezeichnet bei dem sonderbaren teiggeborenen Volke „Arm und Reich“ so scharf und bestimmt, daß kein Irrthum möglich ist, und dieser Unterschied liegt in — den Augen: die Armen haben Augen von Heidelbeeren, die Reichen solche von Rosinen.

Gewiß aber schmeckt dem armen, baarsüßigen Gebirgskinde, welches oft nicht das ganze Jahr hindurch schwarzes Brod genug zum Sattessen hat, der

altbackene, zähe, heidelbeeräugige Tollsack eben so vor-
trefflich, als der zuckerbegeffene, rosinenblickende
Namensvetter jenen geputzten, kleinen Mädchen und
Knaben, welche im neuen Frühlingsstaate von sicherer
Hand durch das bunte Treiben des Jahrmarktes ge-
leitet werden.

Denn ein Jahrmarkt ist dabei, wie er sich in
kleinen Orten entwickelt: es fehlen weder die Pfeffer-
kuchenbuden, noch mangelt es an allerlei nützlichen
und unnützen Dingen, welche zum Verkauf aufgestellt
sind. Auch die rothjackigen, das Publicum anschreienden
Kleinbändler fehlen nicht, die ihre Waaren
ganz oder halb zu verschenken vorgeben, noch die
Bänkelsänger, welche zur quiettschenden Drehorgel die

Erklärungen ihrer grossen Bilder kreischen, oder die
Thierbuden, Riesinnen und falschen Wilden; zwei
bis drei Carrouffels sind auch vorhanden mit der
ewig geleierten Polka und dem Trommelgerassel.

Aber die Herrschaft behauptet der Tollsack! Hun-
dert-, tausendfach steht und liegt er auf Tischen und
in Körben, wo nur ein Plätzchen frei ist. Und hier
drängen sich die Kinder am dichtesten herum, unter-
mischt mit jungen Burschen und Dirnen. Alles kauft
und will kaufen, schenken und nehmen — Alles will
„an Tollsack haan.“

Man nimmt an, daß der Tollsack eine Erinne-
rung an Rübezahl, den im Volksglauben ehemals
mächtigen Beherrscher des Riesengebirges sei.



Von Friedrich Güll.

1.

Du siehst mich in des Bauern Hand,
Im Wirthshaus an der Stubenwand,
Im Kleiderschrank, am Mühlbachwehr.
Nun rath', du brauchst nichts weiter mehr.

2.

Mit R bin ich an deinem Kleide
Bier-, fünf-, sechsmal in seidner Scheide,
Mit S und t an deinem Stabe
Zierliche, handbequeme Habe.

3.

In des Urgebirges felsenfestem Bau
Bin ich tiefer Grund und hohe Mauer,
Von des Thales Grün bis zu des Himmels Blau.
In mir zugesellten Steines Silberstimmer
Ist's mit a statt i ein liebliches Gebilde,
Purpurn glühnd und blühend in der Sonne Schimmer.

Von Julius Lohmeyer.

1.

Nenn' mir des Künstlers klein Geräth,
Mit dem er Tempel schmückt und Saal?
Nur wer es selber ist, erräth
Dies leichte Räthsel nicht einmal.

2.

Mit T ein Mädchen zart und mild,
Bekannt aus Schiller's großer Dichtung.
Das T hinweg, 'ein Krater wild,
Der Flammen speiet und Vernichtung.

3.

Zwei Römerkinder danken ihr das Leben,
Die später eine mächt'ge Stadt erbaut
Und ihren eignen Namen ihr gegeben.
Wenn aber ich am Wege sie erschaut',
Dann war's ein kleines blaßes, gift'ges Kraut.

Anföslung der Räthsel Band IX, Seite 188.

Räthsel von Friedrich Güll.

- | | |
|-----------------------------------|---------|
| 1. Der Esel, die Lese (Weinlese.) | 2. Bod. |
| 3. Buch, Buche. | |

Räthsel von Julius Lohmeyer.

- | | |
|---------------------------------|-------------|
| 1. Bid-Zad, Tid-Tad, Trid-Trad. | 3. Erbauen. |
| 2. Del, Lec. | |



von Robert Löwische.

In den folgenden drei Knackmandeln sind statt der Buchstaben eines Wortes immer Zahlen gesetzt und zwar so, daß für denselben Buchstaben in jeder einzelnen Nummer immer dieselbe Zahl gebraucht ist. In den andern Nummern aber ist dann für jeden Buchstaben wieder eine andere Zahl gewählt. Wenn ihr die gleichen Zahlen der einzelnen Wörter recht beachtet, so werdet ihr mit Hilfe der gegebenen Andeutungen bald einige Wörter und dann auch leicht die ganze Gruppe finden. Es ist gleichgültig, in welcher Reihenfolge die einzelnen Wörter einer Gruppe gerathen werden.

I.

Das erste Wort

1, 2, 3, 4, 2, 5

nennt euch den Namen eines Ortes, bekannt durch eine große Schlacht im Anfang dieses Jahrhunderts. Das zweite Wort

2, 6, 2, 3, 7, 8

ist eine in der Musik oft gebrauchte Bezeichnung. Das dritte Wort

3, 9, 2, 10, 11

ist der Name einer preussischen Festung. Das vierte Wort

12, 7, 2, 3, 2, 4, 2

nennt euch einen großen Fluß, das fünfte Wort

13, 3, 13, 4

eine Stadt an einem Flusse gleichen Namens, das sechste Wort

4, 8, 14, 13, 4, 10

einen männlichen Vornamen.

Die Anfangsbuchstaben dieser sechs Wörter nennen euch einen und die Endbuchstaben einen andern berühmten Componisten.

II.

Das erste Wort

3, 4, 5, 6, 7

ist der Name eines Raubvogels, das zweite Wort

1, 2, 8, 9, 17, 10, 11, 12, 10, 13

inter

der Name eines preussischen Regierungsbezirks. Das dritte Wort

7, 1, 14, 4, 15

ist eine jetzt etwas veraltete verwandtschaftliche Bezeichnung, das vierte Wort

8, 4, 5, 7, 10, 2, 16

ist der Name einer italienischen Stadt, den ihr durch Umstellung der Buchstaben, aus denen das Wort „Orleans“ besteht, erhalten könnt. Das fünfte Wort

17, 18, 19, 7, 10, 2

ist der Name einer Insel im mittelländischen Meere, das sechste Wort

16, 10, 1, 7, 2, 9

ist eine andere Bezeichnung für Osten oder die Länder im Osten.

Die Anfangsbuchstaben dieser sechs Wörter geben euch einen Namen, den ihr in dem Titel eines der Schillerschen Dramen findet, und die Endbuchstaben geben den Titel von dem Trauerspiel eines andern berühmten deutschen Dichters.

III.

Das erste Wort

4, 5, 6, 7, 8, 9, 10

nennt euch einen der sieben Erzengel. Das zweite Wort

7, 11, 12, 9, 11

ist ein Name, den ihr in dem Titel eines sehr bekannten Dramas von Shakespeare findet. Das dritte Wort

5, 13, 10, 9, 7

nennt euch einen Raubvogel, das vierte Wort

14, 9, 7, 13, 8, 15, 5, 15, 13

ist ein männlicher Vorname.

Die Anfangsbuchstaben dieser vier Wörter nennen euch einen hohen Titel, ebenso die Endbuchstaben.

Auflösung der Knackmandeln Band IX, Seite 188.

- I. Croß.
- II. Hermes.
- III. Alma.
- IV. Ferdinand.
- V. Isler.
- VI. Muhamed.
- VII. Die 3 Theile sind 12, 16, 7.
- VIII. Die 4 Theile sind 10, 14, 6, 24.